

# Alt- Preußen

Vierteljahrschrift für Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der  
Albertus-Universität und dem Prussia-Museum in Königsberg<sup>2</sup>

Jahrgang 1

August 1935

Heft 2

## Aus dem Inhalt:

- W. Gaerte, Burgwallforschung in Ostpreußen.  
W. Heym, Das vorgeschichtliche Haus.  
H. Groß, Die Steppenheidetheorie und die vorgeschichtliche  
Besiedlung Ostpreußens.  
C. Engel, Das gotische Gräberfeld von Thomareinen,  
Kreis Osterode.  
W. Gaerte, Ostpreussische Vorgeschichtsforschung im Dritten  
Reich.  
H.-L. Janssen, Der Maibaum.  
Buchbesprechungen.

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.

# Inhalt:

Seite

## I. Abhandlungen.

- W. Gaerte, Die Schnalle von Schulstein mit arabischer Schrift . . . . . 65  
W. Gaerte, Burgwallforschung in Ostpreußen . . . . . 69  
W. Seym, Das vorgeschichtliche Haus in den Kreisen Stuhm, Marienwerder und Rosenberg . . . . . 77  
S. Groß, Die Steppenheidetheorie und die vorgeschichtliche Besiedlung Ostpreußens . . . . . 90

## II. Fundberichte.

- C. Engel, Das gotische Gräberfeld von Thomarcinen, Kreis Osterode 94  
S. Crome, Der „Sünenberg“ bei Ekriten, die alte Preußenburg Nogympte . . . . . 101

## III. Aus der Werkstätte der vorgeschichtlichen Forschung.

- W. Gaerte, Ostpreußische Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich 104  
S. L. Janssen, Veranschaulichung der Vorgeschichte im Schulunterricht . . . . . 106  
S. L. Janssen, Vor- und frühgeschichtliches Schulungslager in Lärchwalde bei Elbing . . . . . 109

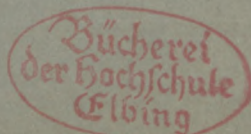
## IV. Kleine Mitteilungen.

- S. L. Janssen, Der Maibaum . . . . . 111  
S. L. Janssen, Landnahme oder Zwangsfiedlung? . . . . . 112

## V. Buchbesprechungen

114

Alle Zusendungen bitten wir an die Geschäftsstelle zu richten:  
Preussia-Museum, Königsberg i. Pr., Schloß.



# Altpreußen

## Vierteljahrschrift für Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der Albertus-Universität  
und dem Prussia-Museum in Königsberg.

Jahrgang 1

August 1935

Heft 2

### 1. Abhandlungen.

## Die Schnalle von Schulstein mit arabischer Schrift.

Von W. Gaerte.

Dem Gräberfeld von Schulstein<sup>1)</sup>, Kreis Königsberg, entstammt eine Schnalle, welche durch die an ihr sichtbaren seltsamen Zeichen eine einzigartige Merkwürdigkeit darstellt (Abb. 1 — nach W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, S. 332 Abb. 267c). Über eine bestimmte Fundzugehörigkeit kann nichts ausgesagt werden, da sämtliche Grabbeigaben, die bei Ausbeutung einer Kiesgrube zutage traten, „nicht systematisch ausgegraben, sondern von Zeit zu Zeit aufgesammelt worden sind“<sup>2)</sup>. Die Belegung des Friedhofes hat in der frühen Wikingerzeit begonnen; die letzten Ausläufer reichen bis in die Ordenszeit hinein. Kennzeichnet wird das Gräberfeld durch die für jene Zeit in Altpreußen üblichen sogenannten Aschenplätze mit zahlreichen Pferdebestattungen. Entgegengesetzt zu dem in der Nähe gelegenen Hügelfriedhof der Wikingerkolonie von Wiskiauten (Anm. 1) handelt es sich bei Schulstein um ein Flachgräberfeld der einheimischen Altpreußen.

Der Herstellungsstoff der besagten Schnalle ist Messing. Über ihre Form gibt die Abb. 1 genügende Auskunft. Als Verzierung zeigt der Bügel an den Rändern eingekerbte, dichtgestellte Kurzstriche, die Oberfläche der seitlichen Rahmenteile ein in Strichart ausgeführtes Flechtmuster. Für die Spitze des jetzt fehlenden Dorns ist in der Mitte des Bügels eine nach oben spitz zulaufende Kerbe geschaffen. Die Fläche des Bügels ist rauh gestanzt; die darauf eingeritzten Verzierungen sind mit Niello<sup>3)</sup> ausgefüllt. Diese Einlagen greifen auch teilweise auf die Seitenstege über.

<sup>1)</sup> Schulstein liegt etwa 3 km südlich vom südwestlichen Fußpunkt der Kurischen Nehrung entfernt, rund 2500 m (Luftlinie) östlich vom Wikingerfriedhof bei Wiskiauten.

<sup>2)</sup> Sitzungsberichte der Altertums-Gesellschaft Prussia, Heft 23, II. Teil, 1919, S. 524.

<sup>3)</sup> Niello ist eine dunkle, aus zusammengeschmolzenem Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax gemischte Masse.

Was bedeuten die merkwürdigen Zeichen auf dem Bügel der Schnalle? Man erkennt deutlich, daß sich zwei Zeichen, das eine dreimal, das andere zweifach wiederholen. Das dreimal wiedergegebene besteht aus zwei hochstehenden Armen mit unterem Quersteg und einer in die Mitte hineingestellten kreuzförmigen Figur mit der Zahl nach wechselnden Quersprossen. Das zweite Bild, das sich wiederholt,



Abb. 1. 3 : 4



Abb. 2



Abb. 3. 2 : 3

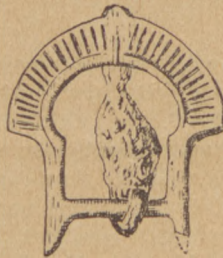


Abb. 4

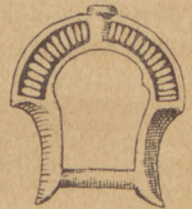


Abb. 5. 2 : 3

Abb. 1. Schulstein, Kr. Fischhausen.

Abb. 2. Sairam—Su. (nach Arne, La Suède et l'Orient, S. 97 Abb. 48).

Abb. 3. Malkwiz, Schlesien (nach Peterfen a. a. O.).

Abb. 4. Berezan (nach Cleve a. a. O.).

Abb 5. Unna—Saiva, Lapland (nach Peterfen a. a. O.).

ähnelt einem umgekehrten lateinischen N. Rechts wird die Reihe durch zwei Einzelbilder beschloffen.

Die erste Vermutung, die sich beim Betrachten der Zeichenreihe aufdrängt, ist die, daß es sich um Schrift handeln könnte. Da nun lateinische Buchstaben nicht in Frage kommen, ebensowenig nordische Runen, muß nach einer anderen Schriftart Umschau gehalten werden, die den Zeichen vielleicht zugrunde liegen könnte.

Eine Vorfrage wäre zuerst zu beantworten: Woher stammt die Schnalle von Schulstein? Daß sie nicht in Ostpreußen hergestellt worden ist, beweist ihre Einzig-

artigheit. Ihre Gegenstücke besitzt sie vornehmlich in Südrussland<sup>5)</sup>, wo allerdings bisher niemals ähnliche Zeichen wie die Schulsteiner an den dortigen Vergleichsschnallen beobachtet worden sind. Trotzdem werden wir annehmen dürfen, daß unser Stück aus südrussischem Gebiet nach Ostpreußen verschlagen ist; Kiew mag der Herstellungsmittelpunkt gewesen sein, wo solche Schnallen für weite Absatzgebiete gefertigt worden sind<sup>6)</sup>. Sie gehören dem 11. Jahrhundert an.

Die Zerleitung der Schulsteiner Schnalle vom südrussischen Gebiet führt uns in die Nähe des westlichen Asiens, wo die arabische Schrift zu Hause war. Sie scheint mir als diejenige in Frage zu kommen, die man für die Deutung der vorliegenden Zeichen heranziehen darf. Zur Stütze meiner Vermutung sei auf eine arabische Kaptorge, eine Amulettkapsel, hingewiesen, die einem Schatzfund von Sairam-Su (Gebiet des Syr-Daria) zugehört (Abb. 2<sup>7)</sup>). Die Dose trägt Rankenmuster und darüber eine arabische Inschrift, und zwar eine solche von kufischem Charakter<sup>7)</sup>. Der Schatz, dem die Kaptorge entstammt, gehört dem 11. Jahrhundert an<sup>8)</sup>. Ein Vergleich beider Schriftreihen miteinander läßt die Annahme als berechtigt erscheinen, daß es sich um dieselbe Schriftart handelt.

Schmucksachen derselben Zeit mit arabischen, in Niellochnik ausgeführten Schriftzeichen waren schon seit langem aus weiter nördlich gelegenen Gebiet des Inneren Rußlands bekannt; sie entstammen Hügelgräbern, die in der Nähe von Kostow (Gouv. Jaroslaw) aufgedeckt wurden<sup>9)</sup>, und tragen das Wort „Allah“, das bisweilen mehrfach wiederholt wird, ferner die Inschrift: „Zum Ruhme Gottes.“ Auf einer Riemenschnalle liest man: „Sohn des Tufle, Seil.“ Mit gewissen Schriftzeichen jener Kostower Schmucksachen haben diejenigen auf der Schulsteiner Schnalle die allergrößte Ähnlichkeit. Aus jenem innerussischen Gebiet stammt auch eine Schnalle des vorliegenden Typs (vgl. Anm. 4).

Um in der Deutung der Schulsteiner Zeichen sicher zu gehen, erfolgte meinerseits eine Anfrage bei dem Staatlichen Münzkabinet in Berlin, das mir die bei der Islamischen Abteilung eingeholte Erkundigung wie folgt freundlichst mitteilte: „In dem [dreifach wiedergegebenen] Schriftzeichen ist „Seil“ in arabischer Schrift

<sup>5)</sup> Es rühren her vom unteren Dnjepr 5, Taurien, Gouv. Kiew 5, obere Desna, Gouv. Nowgorod 1, Gouv. Vladimir 1, Kama 1, Transuralien 1, nach Cleve, Jünger-eisenzeitliche Funde von der Insel Berezan (Eurasia septentrionalis antiqua IV 1929, S. 260). E. Petersen, Einige frühgeschichtliche Altertümer aus Schlesien in ihren Beziehungen zum Baltikum und Skandinavien (Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1929 — Tartu 1931 — S. 66) führt Schnallen derselben Form von folgenden Fundgegenden an: Schlesien (2), Polen-Wolhynien (1) — mit Nielloeinlage —, Rußland (2), nördl. Schweden (2).

<sup>6)</sup> Vgl. Cleve a. a. O. S. 261: „Die große Anzahl der Fundorte in den Umgebungen von Kiew ist wohl kaum Zufälligkeit. Die Erklärung dieser Tatsache liegt wahrscheinlich in dem Aufschwung von Handel und Industrie in dieser Gegend.“

<sup>7)</sup> Nach Arne, La Suède et l'Orient (Archives d'Etudes orientales, vol. 8, 1914) S. 97 Abb. 48.

<sup>7)</sup> Kufa eine Stadt am Euphrat, hatte seit dem 7. Jahrhundert eine Schrift ausgebildet, die besonders für Koranhandschriften Verwendung fand, aber auch auf Münzen mohammedanischer Herrscher des 7. bis 10. Jahrhunderts erscheint.

<sup>8)</sup> Vgl. Arne a. a. O. und Jakimowicz, Über die Herkunft der Zacksilberfunde (Congressus secundus, Riga, 1931, S. 264, Taf. IV).

<sup>9)</sup> A. Ouwaroff, Etude sur les peuples primitifs de la Russie. Les Meriens, 1875, S. 38 f.

und Sprache zu erkennen, das übrige ist aber Phantasie und hat mit der arabischen Schrift nichts mehr zu tun<sup>10)</sup>.

So hat die oben ausgesprochene Vermutung von dem arabischen Schriftgepräge der Schulsteiner Zeichen ihre Bestätigung allerdings nur mit Bezug auf das dreifach wiederholte erfahren. Die Erkenntnis, daß die anderen Bilder „mit der arabischen Schrift nichts mehr zu tun“ haben, läßt den Schluß zu, daß ein Nichtaraber die Schnalle gefertigt und nach kaum verstandenen Schrift-Verzierungs-vorlagen gearbeitet hat, was ja auch durch ihre Form und deren Verbreitung nahegelegt wird. Möglicherweise verdankt sie ihre Entstehung einem schwedischen Wiking (= Waräger); darauf könnte die nordische Flechtbandverzierung auf den Seitenstegen hindeuten, die auf Ringfibeln schwedischer Herkunft sowohl in Rußland (Gouv. Jaroslaw: U w a r o w, Les antiquités des Meriens = S a m p e l, Die Altertümer des früh. Mittelalt. in Ungarn I S. 82) Taf. A) wie in Ostpreußen zu belegen ist.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten übrig, auf welchem Wege die Schulsteiner Schnalle aus dem Innern Rußlands nach Ostpreußen gelangt ist. Der unmittelbare gerade, und daher kürzeste Weg über Litauen erscheint nach allem, was wir über die osteuropäischen Handelswege in der Wikingerzeit wissen, ausgeschlossen<sup>11)</sup>. Die Schnalle hat gewiß denselben Weg genommen, auf dem auch die arabisch-kufischen Münzen nach den Ländern um die Ostsee gelangt sind, nämlich über das nordbaltische Gebiet auf dem Seewege durch den Wikingerhandel<sup>12)</sup>. Es ist wohl kein Zufall, daß sich gleichartige Schnallen wie die Schulsteiner — aber ohne Schrift — in den Gouv. Jaroslaw, Vladimir, Nowgorod und Petersburg gefunden haben<sup>13)</sup> und daß in dem Vladimir benachbarten Gouv. Jaroslaw die oben erwähnten Schmuckfachen mit arabischen Inschriften zutage getreten sind. In den genannten Bezirken liegen auch die großen Wikingergräberfelder der Michailowfkoje bei Kostow (Gouv. Jaroslaw) und im Südosten vom Ladoga-See (Gouv. Nowgorod)<sup>14)</sup>.

<sup>10)</sup> Schreiben vom 13. 2. 1933. Der Leitung des Münzkabinetts sei für die gütige Bemühung um die Deutung auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

<sup>11)</sup> G. Kossinna, Wikinger und Wälinger (Mannus 2), 1929, S. 95 f.).

<sup>12)</sup> K. Jakimowicz a. a. O. S. 255.

<sup>13)</sup> vgl. oben Anm. 4.

<sup>14)</sup> Kossinna a. a. O.

## Burgwallforschung in Ostpreußen.

Von W. Gaerte.

Die Anfänge eigentlicher Burgwallforschung reichen in Ostpreußen 100 Jahre zurück. Hierfür liegt ein wertvoller Beweis in einem Band von alten Schriftstücken vor, die erst unlängst unter den Nachlassachen des Königsberger Professors Sagen im Prussia-Museum „entdeckt“, sich als Akten des Oberpräsidiums zu Königsberg Pr. aus den Jahren 1825/26 erwiesen. Sie enthalten Mitteilungen der Landräte Ostpreußens, die vom Oberpräsidium zum Bericht über alte heidnische Denkmäler aufgefordert worden waren. Die erstatteten Meldungen hatte der damalige rühmlichst bekannte Oberpräsident von Schön eigenhändig dem derzeitigen Archivdirektor Voigt zur Kenntnis zugeschrieben. Es ist anzunehmen, daß dieser Gelehrte die Veranlassung zu der besagten Nachforschung gegeben hat. Die gesammelten Mitteilungen stellen gewissermaßen die älteste Bestandsaufnahme vor- und frühgeschichtlicher Wall- und Wehranlagen Ostpreußens dar; denn neben Hinweisen auf Gräberfelder führen sie eine große Anzahl von festgestellten Burgwällen auf. Viele von ihnen sind seitdem der Kies- und Sandabfuhr oder der Beackerung zum Opfer gefallen. Besonders wertvoll sind die mitunter beigegebenen Skizzen.

Die eingegangenen Berichte hat Professor J. Voigt für seine „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des Deutschen Ordens“ I. Bd. 1827 benutzt. Hier findet sich auf S. 536/37 nämlich ein kurzer Abriss über die Wehranlagen der alten Preußen. Wertvoller als dieser ist aber die dem zweiten Teile von Voigts „Geschichte Preußens“ beigegebene Burgenkarte, die zum ersten Male im Gelände festgestellte und aus alten Schriftstellern bekannte Wehranlagen vor- und frühgeschichtlicher Zeit in ihrer örtlichen Verteilung zur Darstellung brachte.

Dieser ersten behördlich aufgezogenen und wissenschaftlich verwerteten Bestandsaufnahme ostpreußischer Burgwälle folgte sofort eine zweite. Diesmal war es der preußische Leutnant Guise, der im Auftrage der Militärbehörde Ost- und Westpreußen bereiste. Seine Aufgabe bestand darin, alle im Lande vorhandenen Burgen und Burgwälle aus der Ordens- und Vorordenszeit aufzunehmen. „Die Jahre 1826—28 nahmen diese Tätigkeit in Anspruch. Er hatte bei seinen Reisen eine offene Order, und es durfte seinen Forschungen nichts in den Weg gelegt werden“<sup>1)</sup>. Als wertvollstes Ergebnis der Reisen Guises liegen heute noch im Prussia-Museum rund 550 Zettel mit Skizzen von Wehranlagen vor, wovon 300 auf ostpreußische Burgwälle entfallen (Abb. 1). Adolf Bötticher<sup>2)</sup> hat mit Recht Guises geistvoll gezeichnete Lagepläne und Ansichten vom Ordenschloß bis zur Fliehburg herab als „überaus wertvoll“ und die Frucht seiner Tätigkeit als „unschätzbares Werk“ bezeichnet, „wenn auch einzelne Irrtümer darin vorkommen“.

<sup>1)</sup> J. Crome, Michael Guise, sein Leben und sein Werk in Prussia — Heft 27, 1927, S. 62.

<sup>2)</sup> Verfasser von „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen“ in seinen Briefen an die Altertums-Gesellschaft Prussia vom 10. April 1891 und 1. Februar 1898 (Akten der Gesellschaft); angeführt nach J. Crome a. a. O. S. 64.

Die von Guise hinterlassenen Arbeiten werden auf dem ersten Blatt der erwähnten Grundrisse als „unvollendetes Material zum Weiterarbeiten“ bezeichnet. Eine solche Weiterarbeit setzte erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder ein. Abermals war es ein Militärangehöriger, der Oberst Wulff, der, als junger Offizier in Ostpreußen stehend, sich den Burgwällen dieses Landes



Abb. 1. Bleistiftskizze der Wehranlagen bei Wöcklitz, Kreis Elbing, von Leutnant Guise (befindlich im Prussia-Museum).

mit Liebe zuwandte und die Ergebnisse seiner Aufnahmen und Besichtigungen in einer bis heute ungedruckten Niederschrift darlegte. Seine Ausführungen halten allerdings schärferer Kritik nicht stand.

Die siebziger Jahre brachten eine Fortsetzung der Arbeiten auf diesem Gebiet vornehmlich durch Bujack, von Beckherren und Boenigk. Mehrfach wurden behördlich unterstützte Reisen zwecks Aufnahme und Erforschung



ostpreussischer Burgwälle durch Gegenden der Provinz gemacht<sup>3)</sup>. Die Frucht dieser Aufnahmearbeit liegt in Zeichnungen vor, die zumeist von der Hand des Majors von Boenigk herrühren<sup>4)</sup>. Leider haben die Nachprüfungen viele von den Aufnahmen als nicht zuverlässig erwiesen.

Gleichzeitig wurden in jenen Jahren von rührigen Heimatfreunden örtlich begrenzte Gebiete mit ihren Wehranlagen in den Bereich der Forschung gezogen, z. B. von K. Käs wur m<sup>5)</sup> und Winkler<sup>6)</sup>. Im größeren Zusammenhange behandelt wurden die ostpreussischen Burgwälle in den Werken von A. von Cohause n<sup>7)</sup> und K. Behl a<sup>8)</sup>. In den achtziger Jahren wandte die ostpreussische Forschung ihre Aufmerksamkeit auch den über die Provinz verstreuten Längswällen zu<sup>9)</sup>. Die in diesem Abschnitt der Burgwallforschung vorgenommenen Grabungen<sup>10)</sup> waren vornehmlich auf Gewinnung zeitbestimmenden Fundstoffs gerichtet, doch versuchte man auch schon damals, durch sie zur Erkenntnis der einstigen Bauweise der Wehranlagen zu gelangen<sup>11)</sup>. Infolge der ungeschulten Grabungstechnik mußten aber die Ergebnisse sehr unsicher bleiben.

Bei der damaligen verhältnismäßig verstärkten Arbeit auf dem Gebiet der ostpreussischen Burgwallforschung fanden bald einige sich aufdrängende Fragen wissenschaftliche Berücksichtigung. U. a. spielte die Frage nach der Bedeutung der Burgwälle eine Rolle. Man glaubte in vielen altpreussische Kultstätten sehen zu müssen<sup>12)</sup>. Andererseits ging man daran, gewisse Systeme innerhalb der festgestellten Wehranlagen herauszuarbeiten<sup>13)</sup>, wobei auch die Längswälle in den Kreis der Erörterung über diese Frage ausgiebig hineingezogen wurden. Beachtenswert ist der Versuch von Boenigk<sup>14)</sup>, auf Grund der von Norden nach Süden durch die Mitte der Provinz streichenden Längswallreste einen dreifachen ostpreussischen Limes festzulegen und ihn mit einer laut Schrifttum im 14. Jahrhundert vom Orden gegen die Litauer angelegten Verteidigung gleichzusetzen. Die Hauptfrage, die zeitliche Stellung und Gliederung der Wehranlagen in vorgegeschichtliche und

<sup>3)</sup> Vgl. Sitzungsberichte der Altert.-Ges. Prussia — Heft 2, für die Vereinsjahre 1875 bis 1876 (abgekürzt = Prussia-Berichte), Sitzung im Januar, Juni, September.

<sup>4)</sup> Karte XI, XII der Altertumsgesellschaft Prussia.

<sup>5)</sup> Alte Schloßberge und andere Überreste von Bauwerken aus der Vorzeit im Pregelgebiet Litauens (Schrift der Phys.-Ökon. Gesellschaft XIV Heft 1).

<sup>6)</sup> Die Vesten der Vorzeit im Ermland (Zeitschrift des Vereins für die Geschichte des Ermlandes II, 1863, S. 387—95; ebenda S. 646—55; ebenda III 1866 S. 689—93.

<sup>7)</sup> Alte Verschanzungen, Burgen und Stadtbefestigungen im Rheinland und Preußen (Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde 1866, S. 673 ff.).

<sup>8)</sup> Die vorgegeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, 1888, S. 177 ff.

<sup>9)</sup> v. Boenigk, Wallberge und Landwehren im nördl. Teil der Gaue Galindien und Sudauen (Sitzungsbericht der Prussia, Heft 6, 1880, S. 129 ff.).

<sup>10)</sup> z. B. auf dem großen Gaußen bei Germau, Kr. Fischhausen (Prussia-Berichte Heft 4, 1878, S. 65 ff. — von Boenigk).

<sup>11)</sup> v. Boenigk, über ostpreussische Burgwälle in ihren einzelnen Teilen (Prussia-Berichte Heft 6, 1879—80, S. 57 ff.).

<sup>12)</sup> Beckherrn, über die Benennungen der ostpreussischen Burgwälle und der Pillberge im Samland (Altpreussische Monatschriften 32, 1895, S. 353 ff.).

<sup>13)</sup> Beckherrn, Das „propugnaculum in introitu terre Natangie“ der Chronik des Dusburg III 133 (geogr. Lage) in Prussia-Berichte 12, 1887, S. 10 ff. v. Boenigk, über Landesverteidigung nach Osten im 1. Jahrh. der Ordensherrschaft (Prussia-Berichte 6, 1879—80, S. 11 ff.); Seehusen, Zwei Verteidigungssysteme aus der Ordenszeit an der Grenze des Ortelsburger und Neidenburger Kreises (Prussia-Berichte Nr. 15, 1890, S. 136 ff.).

<sup>14)</sup> über Landesverteidigung nach Osten (Prussia-Berichte 6, 1879—80, S. 18 ff.).

ordenszeitliche wurde damals schon kräftig angefaßt und an einzelnen Stellen, wie schon erwähnt, durch Grabungen zu klären versucht<sup>15)</sup>.

Das auf die achtziger Jahre folgende neunte Jahrzehnt brachte keine wesentlichen Fortschritte. Die vorgeschichtlich-wissenschaftliche Aufmerksamkeit wurde von den umfangreichen Gräberfeldern und ihren Untersuchungen fast vollkommen in Anspruch genommen. Nur Bezzenbergers Vielseitigkeit verdanken wir aus jener Zeit Forschungen auch über Burgwälle<sup>16)</sup>.

Anfangs des 20. Jahrhunderts erfolgte sodann eine Zusammenfassung älterer und neuerer Burgwallforschung durch E. Sollaek in seinen „Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen“. Die Zahl der von ihm aufgeführten Wehranlagen beläuft sich auf 395. „Bei vielen dieser Wälle“, so schreibt Sollaek auf Grund eigener Inaugenscheinnahme, „sind die Konturen fast völlig verwischt, so daß man Mühe hat, die ehemaligen Walllinien, die Guise noch deutlich schaute, zu erkennen. Manche sind ganz abgetragen, wieder andere durch Grandabfuhr teilweise zerstört, und nur verhältnismäßig wenige gibt es, bei denen die ehemalige Anlage noch so erhalten ist, wie man wünschte, sie stets zu sehen“<sup>17)</sup>.

Gerade hundert Jahre waren vergangen, als im Jahre 1928 laut den Beschlüssen der 1927 in Kiel gegründeten „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen“ mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Ostpreußen abermals und diesmal eine großzügige Landesaufnahme sämtlicher noch zu ermittelnden Wehranlagen in Angriff genommen wurde. Die Leitung innerhalb der Provinz<sup>18)</sup> lag in der Hand des Verfassers. Wie aus der einleitenden Übersicht über die Burgwallforschung früherer Jahrzehnte ersichtlich ist, war bereits verhältnismäßig recht brauchbare Vorarbeit zu verschiedenen Zeiten geleistet worden. Auf ihr baute sich im wesentlichen die neue Landesaufnahme auf. Hinzu kamen als neue Unterlagen noch nicht verwertete ältere Karten, Urkunden und der einschlägige Stoff der flurnamenforschung des Instituts für Heimatkunde an der Albertus-Universität zu Königsberg Pr. Die Aufnahmen wurden teilweise vom Verfasser selber ausgeführt, zum größeren Teil vom Museumsassistenten Dr. Engel, zeit- und bezirksweise auch von anderen Personen. Dankenswerte Hilfe leisteten die Kreispfleger Fr o m m - Allenstein und Vo i g t - Sensburg; aber noch manch anderer der Kreispfleger hat in entgegenkommender Weise seine Kraft in den Dienst der Sache gestellt, wo es einmal galt, eine schwer auffindbare Wehranlage zu suchen. Ein besonderes Verdienst an der Landesaufnahme gebührt Oberpostrat a. D. C r o m e, der während der ganzen Zeit unermüdlich und sorgfältig die schriftliche Arbeit leistete, das Archiv verwaltete und auch die Aufstellung der Liste unter Verantwortung des Verfassers besorgte und auch eine Karte angefertigt hat.

Die Aufnahme erstreckte sich bis ins Jahr 1931. Innerhalb der darauf verwandten Zeit wurden rund 400 Plätze auf Grund vorhandener Unterlagen aufgesucht, nachgeprüft, und wo im Gelände irgendwie nachweisbare Wehranlagen festzustellen waren, wurden diese skizzenmäßig aufgenommen. Trotz der mannigfachen schon früher geleisteten Vorarbeiten ergaben sich jedoch mitunter große Schwierigkeiten im Auffinden der überlieferten Wehranlagen. Der Mangel an

<sup>15)</sup> Vgl. die Zusammenfassung in Zeitschrift für Ethnologie 11, 1879, S. 72 ff.

<sup>16)</sup> Prussia-Berichte, 17, 1892, S. 40 ff.; ebenda 21, 1900, S. 158 ff.

<sup>17)</sup> E. Sollaek, a. a. O., 1908, S. LXXX.

<sup>18)</sup> Die Aufnahme in dem Regierungsbezirk Westpreußen (Marienwerder) besorgte der stellvertretende staatl. Vertrauensmann Professor Dr. Ehrlich-Elbing.

Geländeskizzen mit genauester Festlegung der betreffenden Stellen, worauf die frühere Zeit wenig Wert gelegt hatte, fiel erschwerend ins Gewicht. Vielfach ließen sich die von älterer Zeit her bekannten Plätze auch deshalb nicht mehr im Gelände auffinden, weil die Ackerkultur sie wahrscheinlich vollkommen eingeebnet hat oder Kies-, Sand- und Lehmasfuhren ganze Berge haben verschwinden lassen. Worüber schon Gollack sein Bedauern ausdrückte<sup>19)</sup>, daß nämlich der Zahn der Zeit den einstigen Bestand an Wehranlagen arg geschmälert hat, wurde durch die neueste Aufnahme leider bestätigt. Das Antlitz des Heimathbodens hat sich verändert, und damit sind viele der ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit für immer dahingegangen. Verständnis und Achtung haben indessen eine nicht unbeträchtliche Zahl von ihnen erhalten, von denen man hoffen kann und möchte, daß sie der Nachwelt verbleiben.

Die Burgwallforschung darf selbstverständlich mit der Aufnahme des Bestandes keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden; vielmehr bildet diese Bestandsaufnahme nur die Grundlage, von der aus nunmehr weitere Untersuchungen zu erfolgen haben. Der ungelösten Fragen gibt es auf diesem Gebiete genug. Die zunächstliegende Aufgabe für die ostpreussische Burgwallforschung der künftigen Zeit ist folgende: Möglichst sichere Zeitbestimmung der bisher nachgewiesenen Wehranlagen. Selbstverständlich kann hier letzten Endes nur der Spaten volle Klarheit schaffen, da der Oberflächenbefund täuschen kann. Erst wenn jeder einzelne Burgwall zeitlich bestimmt ist, können weitere Fragen zur Erörterung kommen, z. B. die Bedeutung der Wehranlagen mit Bezug auf Siedlungsgeschichte, Verkehr (Handelswege) und Kriegskunst. Der Klärung bedarf ferner die Frage, welche von den frühordenszeitlichen Burgen den zum Schutze der eroberten altpreussischen Gebiete vom Ritterorden angesiedelten deutschen Adels- und Lehnsleuten zuzuweisen sind<sup>20)</sup>.

Bezüglich der vorgeschichtlichen Wehranlagen gilt es, der Frage nachzugehen, welche von ihnen als eigentliche Volksburgen (Fliehburgen) zu betrachten sind und welche als Herrscherburgen<sup>21)</sup> innerhalb der Gau- und Stammesbezirke. Auch der Orden hat Fliehburgen zum Schutze der bedrohten Altpreußen gegen die Einfälle der Litauer angelegt; sie gilt es nachzuweisen. Dabei wird gleichzeitig die Frage der Klärung zugeführt werden können, inwieweit und in welcher Weise der Orden vorgeschichtliche Wehranlagen verwertet und umgebaut hat. Weitere für die Geschichte des Landes wichtige Fragen harren der Beantwortung: Wissen vielleicht die Burgen des westlichen Teiles der Provinz aus der Gotenzeit Ostpreußens zu berichten? Hat die Herrschaft der Wikinger im Samland Spuren auf Burgwällen hinterlassen? Auch der Frage der Längswälle wird sich die künftige Forschung zuwenden müssen. Hier handelt es sich um die Erkenntnis, welche Längswälle der Grenzziehung und welche der Landesverteidigung gedient haben.

Wenn Wulfstan<sup>22)</sup> von „vielen Burgen im Astenlande“ berichtet, so legt diese Nachricht den Schluß nahe, daß die Zahl der einst vorhandenen Burgwälle, die durch die neueste Bestandsaufnahme nachweisbare bedeutend überstieg. Mögen auch viele gänzlich verschwunden sein, Aufgabe bleibt es fernerhin, mit dieser letzten Aufnahme sich nicht zu begnügen, sondern weiter den Spuren burgwall-

<sup>19)</sup> Vergl. oben S.

<sup>20)</sup> Vgl. Peter von Dusburg, *Chronica terrae Prussiae* III cap. 27: Plura alia castra aedificaverunt nobiles et foederati, qui de partibus Almanie cum omni domo et familia et cognatione venerunt in subsidium dicte terre.

<sup>21)</sup> Nach dem Bericht des Seefahrers Wulfstans (Ende des 9. Jahrh.) befanden sich im Estlande (= Land östlich der unteren Weichsel) viele Burgen, und auf jeder von ihnen saß ein König (W. Gaerte, *Urgeschichte Ostpreußens*, 1929, S. 322).

<sup>22)</sup> Vgl. Anmerk. 21.

verdächtiger Plätze nachzugeben. Die Sagenforschung kann hier Wege weisen, wo der Spaten erfolgversprechend anzusetzen ist. Auch pflanzenkundliche Beobachtungen auf gern bei menschlichen Wohnstätten wachsende Pflanzen und gewisse Kräuter und Sträucher, die im Burgwallbewuchs herrschend zu sein scheinen<sup>23)</sup>, dürften als richtunggebende Hinweise in Betracht kommen.

Die Lösung einiger der hier aufgeworfenen Fragen haben bereits die früheren Geschlechter herbeizuführen versucht, ohne jedoch irgendwie zu einem Endziel zu gelangen. Dieses kann nur schrittweise erlangt werden. Grabungen großen Stils und entsprechend umfangreiche Mittel sind die Voraussetzungen hierfür. In den letzten Jahren sind bereits Untersuchungen auf ostpreussischen Burgwällen ausgeführt worden, die auf Grund der vorgeschrittenen verfeinerten Grabungstechnik und genaueren Beobachtungsmöglichkeit einige Fragen zur Klärung brachten.

Im Jahre 1927 grub Universitätsprofessor Dr. S. S. Clasen bei Grunenberg, südlich von Braunsberg. „Es galt eine Burg zu erforschen, die nach dem Oberflächenbefund zu urteilen, als vorgeschichtliche Wehranlage mit ordenszeitlicher Übersichtung angesprochen werden konnte. Die geschichtliche Benutzung der Burg war zudem durch Urkunden beglaubigt“<sup>24)</sup>.

Die vom Passargetal und einem Nebental begrenzte Höhe, auf der die Burg liegt, zeigte ein entwickeltes Wall- und Grabensystem. Zunächst riegelt ein kleiner Wall ohne tieferen Graben die heidnische Vorburg an der Wurzel der Bergzunge ab. In diese Vorburg ist der Graben der geschichtlichen Burg hineingeschnitten mit einem Wall dahinter. Es folgt dann die Abschnürung der heidnischen Hauptburg, bestehend aus zwei hintereinander liegenden Wällen mit flachen Grabenmulden. In dieser heidnischen Hauptburg befindet sich schließlich der tief eingeschnittene, mächtige Graben mit dahinter liegendem Wall als Sicherung der geschichtlichen Hauptburg. Drei flache Erdlöcher (Mardellen) in dieser ließen die zusammengestürzten Keller von Gebäuden vermuten. Die Grabung ergab folgenden Befund: Am äußersten Ende der Hauptburg lag quer von Abhang zu Abhang das Haupthaus (Palas), etwa 13 Meter lang und 7 Meter breit, unterkellert und als Fachwerk aus Holz und Lehm errichtet. In der Mittelachse der Längsrichtung lagen auf dem Fußboden in gleichen Abständen vier abgeflachte Feldsteine, die als Aufleger für Holzstützen zu dienen hatten. Das interessante Ergebnis dieser Ausgrabung ist also ein Saalhaus mit Mittelstützen, eine Hausform, wie sie sich, in Stein ausgeführt, bei den großen Saalräumen der Marienburg vorfindet.

Zwischen diesem Hause und der großen Quermauer wurde ein zweites Gebäude ausgegraben. Es besaß eine Ausdehnung von 5 : 6 Meter Ostwest und einen 3 : 2 Meter breiten Anbau. Ob es sich bei letzterem um einen Altarraum oder um einen Zugang zum Keller handelte, ließ sich nicht sicher feststellen. Auch hier lag Fachwerk vor.

Die untersten Balken hatte man auf Ziegel gelegt, die keine Spur von Mörtel aufwiesen und die einzigen im ganzen Burgbezirk blieben.

Eine flache Mulde in der Nähe dieses Gebäudes erwies sich als Zisterne zum Sammeln von Regenwasser.

<sup>23)</sup> Vgl. O. Kunkel, Burgwallforschung in Pommern (Pommersche Heimatspflege 3. Jahrgang, Heft 3, S. 7 — Sonderdruck).

<sup>24)</sup> Am 10. Juli 1289 überläßt der damalige Bischof von Ermland seinen beiden Brüdern und einem Dritten „Die Burg als Lehen“. 1305 wird sie abermals erwähnt, aber schon 1330 scheint sie nicht mehr in Benutzung gewesen zu sein.

Neben mittelalterlichen Scherben fanden sich auch solche aus vorgeschichtlicher Zeit.

Wegen Geldmangels konnte der Abschnittswall nur von einer Abhangseite angeschürft werden, wo ein Absturz eine kahle Fläche hatte zutage treten lassen. Es ließ sich erkennen, daß die hier einst vorhandene zwei Meter dicke Mauer an den Seiten von Holzpfehlern abgesteift war, zwischen denen Sand und Lehm- packung lag<sup>25)</sup>.

Die Schwedenschanze von Mednicken. Zur Tagung der „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte“ unternahm die Altertumsgesellschaft Prussia vom 17. bis 25. Juli 1930 unter Leitung von Professor Dr. K. S. Clasen, mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und der Provinzialverwaltung Ostpreußens, eine Grabung auf der Schwedenschanze bei Mednicken. Es galt einen grabenlosen Stirnwall einer Abschnittsbefestigung (Landzungenburg) zu erforschen, weil anzunehmen war, daß solche Wälle aus vorgeschichtlicher Zeit stammen.

„Der Durchstich durch den Wall legte die inneren Schichten bloß. Es zeigte sich, daß mehrere Erneuerungen der Holzerdemauern stattgefunden hatten. Die Verteidigungsanlage erwies sich als zweiteilig. Vor einer Hauptmauer lag eine niedrige Mauer als Vorbefestigung. Mächtige Steinlagerungen im Innern der Mauern gaben den Erdmassen Festigkeit. Die hölzernen Wände der Holzmauer ließen sich durch Pfostenlöcher deutlich erkennen. In der Wallerde fanden sich Scherben aus der Zeit vor und nach Christi Geburt, bisher jedoch kein sogenannter „Burgwallskerben“, d. h. keine Drehscheibenarbeit<sup>26)</sup>.

Die Schwedenschanze von Kringitten, Kreis Fischhausen. Im Oktober 1931 untersuchte Dr. C. Engel den Stirnwall des Burgwalls von Kringitten. Ein halbkreisförmiger Wall lehnt sich hier an eine Bachschlucht an; die Anlage erscheint äußerlich also von höchst einfacher Gestaltung. In etwa zwei Meter Tiefe waren die verkohlten Balken der niedergebrochenen Vorder- und Rückwand noch deutlich nachzuweisen. Verziegelte Erde über ihnen deutete auf die Zerstörung der Anlage durch eine Feuersbrunst hin. Auf Grund gut erkennbarer Überreste hat noch eine ältere, wesentlich kleinere Holzerdemauer von zwei Meter Durchmesser vor der untersuchten bestanden, „die bei einem Durchmesser von vier Meter etwa vier bis fünf Meter hoch gewesen sein mag. Einige im Innenraum gezogene Suchgräben lieferten keine Funde . . . In die spätheidnische und frühe Ordenszeit gehören die wenigen im Außenrande des Walles gefundenen Gefäßscherben, die freilich über die Entstehungszeit der Anlage keinen Aufschluß geben<sup>27)</sup>.

Um die Frage der Längswälle der Lösung näherzubringen, wurde vom Verfasser im Juli 1932 eine Grabung an der sogenannten Gardine bei Tenkitten, Kreis Fischhausen, vorgenommen. Die Gardine stellt einen wallartigen Erdstreifen dar, der sich zwischen Saß und Meer quer über die frische Nehrung hinzieht. Drei Durchstiche ergaben folgendes Bild: Die heutige Höhe und Breite ist im wesentlichen das Ergebnis natürlicher Kräfte neuerer Zeit. Es fand sich nämlich bis zu zwei Meter Tiefe, von der Erdwallkrone gemessen, nur lockerer Sand vor, der in nicht allzu ferner Zeit zeitweise dünenmäßig angeweht sein muß. Darunter lag als fester Kern ein etwa eineinhalb Meter hoher künstlich auf-

<sup>25)</sup> Vorläufiger Bericht von Prof. Dr. Clasen (Fundarchiv des Prussia-Museums).

<sup>26)</sup> Vorläufiger Bericht von Prof. Dr. K. S. Clasen (Fundarchiv des Prussia-Museums).

<sup>27)</sup> Vorläufiger Bericht von Dr. C. Engel in Hartungische Zeitung 1931, 4. November, Morgenausgabe.

geschütteter Erdwall, im oberen Teil mit Steinen durchsetzt, an dessen Fuß auf Tenkittener Seite sich ein flacher Graben hinzog. Wall und Graben aber bildeten den ursprünglichen Teil der „Gardine“, an dem sich später der Dünen sand gefangen und aufgeschichtet hat. Es handelt sich hier wohl lediglich um einen Grenzwall aus der Ordenszeit, der das bischöfliche Gebiet Fischhausens von dem Ordensgebiet der Burg Lochstädt auf der frischen Tüherung schied. Eine alte Karte von 1625 bezeichnet denn auch die Gardine als „Grenzwall“. Mit dieser Feststellung ist allerdings noch nicht das endgültige Urteil über sämtliche im Lande vorhandenen Längswälle gesprochen. Viele von ihnen werden sich als eigentliche Landwehren erweisen, die der Orden an der Westgrenze der „Wildnis“ zum Schutze gegen die Einfälle der Litauer angelegt hat.

Die Bestandsaufnahme der Ostpreussischen Wall- und Wehranlagen in den Jahren 1928—31 und die damit verknüpften Grabungen haben erfreulicherweise wieder einmal in verstärktem Maße den Blick der Forschung auf eine sehr wichtige Denkmälergruppe gelenkt. Eine Fülle von Fragen, die sich mit ihr verknüpfen lassen, heischen Antwort. Mögen der ostpreussischen Vorgesichtsforschung in Zukunft Kräfte und Mittel in entsprechendem Maße zur Verfügung stehen, um hier fruchtbare Arbeit leisten zu können. (Die Liste der Burgwälle Ostpreussens gelangt in einem späteren Heft zum Abdruck.)

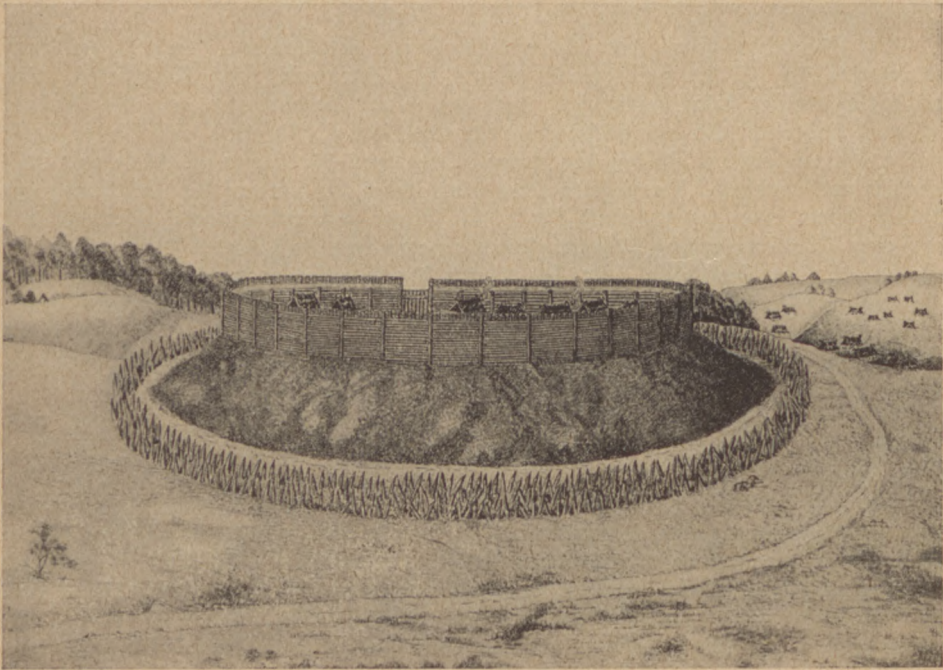


Abb. 2. Wiederherstellung des Ringwalles von Preußenburg, Kreis Löben.

## Das vorgeschichtliche Haus in den Kreisen Stuhm, Marienwerder und Rosenberg.

Von Waldemar Szym.

Die Siedlungsforschung, hier im besonderen die Erforschung der Art und Weise, wie in vorgeschichtlicher Zeit die Wand gebaut, welche Form dem Hause gegeben wurde, wie die einzelnen Häuser in einer Siedlung zueinander lagen, das ist in dem Gebiet zwischen Weichsel, Ossa und Sorge ein Forschungsgebiet, dem man sich in diesem Raume zielbewußt wenigstens erst nach dem Kriege zugewandt hat. Den Auftakt bildeten die Grabungen Eberts<sup>1)</sup> und Ehrlichs in Meislaten, also dicht an der Grenze unseres Gebietes. Zu welchen Ergebnissen haben die Arbeiten der letzten Jahre geführt?

### Der Bau der Wand:

In vorgeschichtlicher Zeit wird hier die Wand aus Holz gebaut. Bei dem Bau dieser Wand ging man wahrscheinlich je nach dem zur Verwendung kommenden Stoffes (Laubholz oder Nadelholz) zwei verschiedene Wege: Entweder grub man die Pfosten, die die Wand zu tragen hatten, in die Erde senkrecht ein und füllte die Zwischenräume zwischen den einzelnen Ständern durch Spreizen und Flechtwerk aus, die man mit Lehm bewarf, oder man legte die Hölzer waagerecht auf die Erde, schnitt sie entsprechend der gewünschten Länge und Breite des Hauses zu, fügte sie durch Einkerbungen an den Enden zu einem Rahmen zusammen und legte auf diesen Rahmen von waagerecht liegenden Hölzern einen neuen Rahmen, bis die Wand die gewünschte Höhe hatte. Für diesen Schwellenbau kommen in erster Linie die glatten, gleichmäßig dicken Nadelhölzer in Frage.

Die in unserm Gebiet nachweislich ältere Bauart ist der Pfostenbau. Nachweisen läßt er sich bei uns erst am Ende der Bronzezeit. Aber fast ein ganzes Jahrtausend kann ihn im Nachbargebiet Ehrlich in Succase und Lärchwalde bei Elbing weiter zurück verfolgen. 1928 grub ich in Agl. Neudorf, Kr. Stuhm, die Reste eines Pfostenhauses aus. Bemerkenswert war: einmal, daß die Ständer auf großen Steinen standen, ferner, daß eine tiefe Grundgrube vorhanden war. Diese hatte man dem Anscheine nach zuerst ausgehoben, hatte dann die einzelnen Steine mit einer ebenen Fläche nach oben eingelassen und dann die Wand wahrscheinlich sogar bis zur Tiefe der Grundgrube gebaut. In dem lockeren Erdreich fanden sich zwischen den Sockelsteinen zahlreiche Scherben. Eine derartige Unterfütterung sämtlicher Pfosten durch einen großen Stein und den Bau einer so tiefen Fundamentgrube habe ich nicht wieder angetroffen. Von dem Hause waren leider nur drei Wände nachweisbar. Auch der Herd war bis auf eine tiefe Schwärzung des Erdreichs durch den Pflug zerstört. Es muß sich also um eine oberirdische Steinpackung und nicht um eine Herdgrube gehandelt haben.

<sup>1)</sup> Ebert: Truso.

Reichen Stoff für die Siedlungsforschung, besonders für den Bau der Wand, lieferte das Dorf der frühen Eisenzeit zu Kl.-Stärkenau, Kreis Rosenberg. Sämtliche Pfosten — es handelt sich um mehr als tausend Pfosten — waren in das Erdreich eingelassen. Auf einem Steinsockel standen nur einige wenige. Zahlreiche Pfosten hatte man aber durch Einstampfen von Scherben in das Pfostenloch oder Anschütten von fettigem Gerdmaterial an den Pfosten befestigt oder sogar durch Steine verkeilt. Die Entfernung zwischen diesen Steinen gab uns die Stärke



Abb. 1. Lieberthal, Kreis Marienwerder.  
Gerd im Schutze eines Windfanges.

des Pfostens an. Derartig gesichert waren vor allem die Eckpfosten in den Häusern oder Eckpfosten der großen Palisadenreihen. Die Tiefe des Pfostenloches gestattet uns einen Rückschluß auf die Höhe des oberirdischen Teiles des Pfostens. Der praktischen Erfahrung entspricht, daß ein Drittel der Länge des ganzen Pfostens in die Erde eingelassen wird. Die Form des Pfostenloches ist ganz abhängig vom Untergrund. Leichter Dünen sand führt im Gegensatz zu festem Boden zur Bildung von unverhältnismäßig breiten, im senkrechten Durchschnitt nur linsenartigen Pfostenlöchern. Es ist also bei jeder Untersuchung neben der seitlichen Ausdehnung des Pfostenloches in der Oberschicht auch die Tiefe und der Inhalt festzustellen. In Kl.-Stärkenau konnte an einem Hause ebenfalls das Eintiefen der Wand zwischen den Pfosten nachgewiesen werden. Auffallenderweise lagen in dieser Grundgrube mehrere Steine von doppelter Faustgröße. Sie werden wahrscheinlich die Aufgabe gehabt haben, das senkrecht stehende sparrige Flechtwerk in der Grundgrube in der gewünschten Lage zu halten.



Bevor wir zu dem Hause selbst übergehen, das Mensch und Tier gegen Wind und Wetter zu schützen hat, ein Wort zu einem bisher im Osten noch nicht beobachteten Bau. 1928 lieferte Liebenthal, Kreis Marienwerder, einen Wind-schutz. Am Gang der Liebe fand sich eine 11 Meter lange Pfostenwand. Sie war stellenweise 1,20 Meter tief eingelassen. Einzelne Pfosten gingen noch weitere 0,30 Meter tiefer in das Erdreich. In dem Schutz dieser Mauer lagen zahlreiche Gerde. Außer dieser einen Mauer fand sich in der weiteren Umgebung keine Spur von Baulichkeiten irgendwelcher Art. Die Scherben, die sich in den Gerden vorfanden, weisen die Anlage der römischen Kaiserzeit zu.

#### Die Form des Hauses:

Für die Form des Hauses steht uns in unserem Gebiete bisher Stoff nur von der frühen Eisenzeit an zur Verfügung. In die ältere Zeit führen uns die noch nicht abgeschlossenen Grabungen Ehrlichs in Succase und Lärchwalde. In der frühen Eisenzeit hatte das Pfostenhaus in den Landen an der Weichsel jedenfalls bereits Heimatrecht. Alle gefundenen Häuser sind rechteckig in ihrem Grundriß; sie sind allerdings nicht nach Richtlatte und Schnur gebaut. In dieser Hinsicht stimmen die Häuser aus dem Gebiete der Großendorfer Gruppe, also aus dem germanischen Gebiete, und dem Gebiet der baltischen Nachbarn überein. Die Grenze verläuft ungefähr in der Linie Geserich-See—Drausen-See, nur daß das Quellengebiet der Ossa mit seinen Wäldern und zahllosen Seen wie ein Keil in das germanische Gebiet vorspringt. Al-Stärkenau gibt uns für das baltische Gebiet reiche Auskunft. Allerdings stehen die Bewohner dieser Siedlung auf Grund der Keramik und der Form des Kleingeräts bereits unter dem Einfluß der Germanen. Die Siedlung liegt auf der Spitze einer flachen Halbinsel, die in einen jetzt verlandeten See hineinragt. Die Häuser scheinen, betrachtet man sie oberflächlich, alle demselben Typus anzugehören. Es sind ohne Ausnahme rechteckige Pfostenbauten. Bei allen stehen die Pfosten in der Wand. Vergleichen wir aber die einzelnen Häuser miteinander, sagen wir Haus A mit B oder in einem einzelnen Hause, dem Hause B, die Seitenwände mit der Rückwand, so liegen offensichtlich im Bau der Wand starke Unterschiede vor. In Haus A stehen die Pfosten der Seitenwände in gleichem Abstände voneinander, sie stehen dem entsprechenden Pfosten der gegenüberliegenden Wand fast genau gegenüber. Die Wand selbst war in diesem Hause nicht in einer scharf umgrenzten Grundgrube zu verfolgen, sondern nur in einer starken Schwärzung mit leicht verlaufenden Rändern. Ähnlich wie in Haus A sind die Seitenwände von Haus B gebaut. Die Rückwand dieses Hauses ist aber nach einem ganz anderen Grundsatz gebildet. In dieser Wand stehen die Pfosten dicht nebeneinander, sie bilden eine dicht geschlossene Wand, ein Ausfüllen der Zwischenräume zwischen den einzelnen Pfosten durch Flechtwerk und Lehm erübrigte sich zum Teil wenigstens. Ganze Häuser, aber auch nur Teile einzelner Häuser, sind in Al-Stärkenau in dieser Bauweise gebaut worden. Und neben diesen Häusern aus dichtstehenden Pfosten stehen typische Fachwerkhäuser. Da innerhalb einer Siedlung keine Einheit in dem Bau der Wand besteht, nicht einmal sämtliche Wände eines Hauses in derselben Bauweise gebaut worden sind, so ist die Frage berechtigt, ob nicht diese verschiedene Behandlung der Wand auf praktische Erwägungen zurückgeht. Haus B, dessen Rückwand aus Palisaden gebaut ist, ist sicher kein Haus, das das ganze Jahr über bewohnt gewesen ist, denn der Herd liegt zwischen den vorgezogenen Seitenwänden vor dem Hause. Ist es etwa ein Wirtschaftsgebäude? Ist es

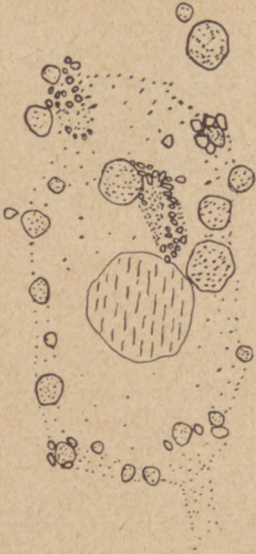


Abb. 2. Kl.-Stärkebau,  
Kreis. Kojenberg: Haus A.

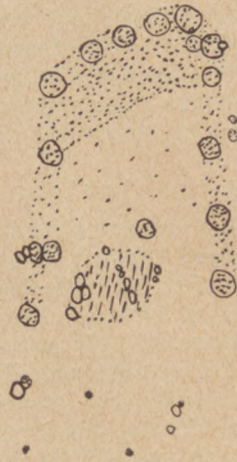


Abb. 4. Kl.-Stärkebau: Haus B.

*Gehört zu demselben*

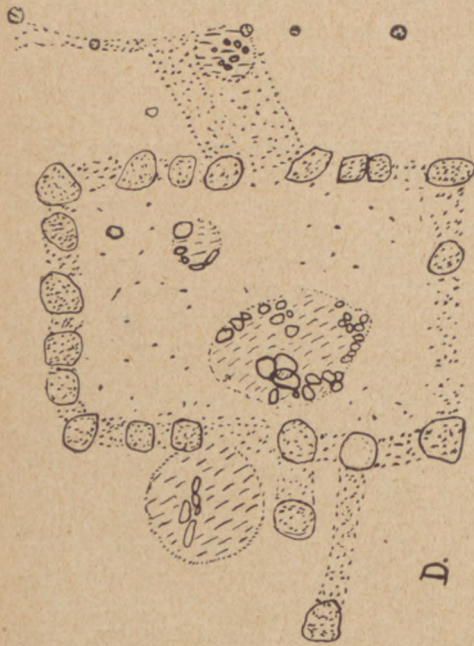


Abb. 3. Kl.-Stärkebau: Haus D.



Abb. 5. Kl.-Stärkebau: Haus H.

*Wohnen*

nicht etwa eine Getreidedarre wie sie Bielenstein<sup>2)</sup> uns aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem Kulturkreise der Letten, des Brudervolkes der Preußen, abbildet? Warum sollten sich derartige Bauten nicht in ihren Formen durch die Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende erhalten haben? Vergessen dürfen wir doch nicht, daß die Bevölkerung Ostpreußens von der jüngeren Steinzeit an konstant gewesen ist<sup>3)</sup>. Haus D ist dagegen sicher ein Wohnhaus. Die beiden Herde im Inneren des Hauses, der kleine Herd unter der Vorlaube, die tiefe Schwärzung des ganzen Inneren des Hauses, der geschwärzte Gang aus dem Inneren des Hauses zu dem Herde unter der Vorlaube sprechen hierfür. Bestimmt etwa der Zweck des Hauses die Bauweise der Wand, also ob sie aus Fachwerk oder aus dichtstehenden Palisaden gebaut wurde? Wurde etwa ein Winterhaus anders gebaut als ein Sommerhaus? Oder bestimmte der Inhalt des Hauses die Bauweise? Verlangte etwa ein Vorratshaus eine stärkere Sicherung durch dichtstehende Palisaden? Oder hing die Verschiedenheit der Bauweise der Wand nur von dem gerade zur Verfügung stehenden Vorrat an Bauhölzern ab? Gerade Stangen von Nadelhölzern reizen zum Palisadenbau, besonders wenn Lehm für die Fachwerkwand nicht in unmittelbarer Nähe ansteht. Oder haben wir es in den Palisadenwänden um Ausbesserungsarbeiten schadhafter Teile zu tun? Diese Fragen können für Al.-Stärkenau nicht beantwortet werden. Weshalb sollte aber ein gütiges Geschick nicht auch uns in Ostpreußen einen so glänzend erhaltenen Anschauungsstoff schenken, wie Schlesiens es in Oppeln erhalten hat? Also in der Bauweise der Wand finden wir in Al.-Stärkenau keine Einheit. Ebensovienig einheitlich ist der Grundriß der einzelnen Häuser. Bald wird das Haus von der Längsseite aufgeschlossen, bald von der Schmalseite. Einzelne Häuser haben eine Vorlaube, andere nicht. Aber wenigstens in einer Hinsicht stimmen sie alle miteinander überein: Es sind ohne Ausnahme einräumige Häuser. Auch Haus E rechne ich zu ihnen. Der Anbau ist eine mit Wänden ausgebaute Vorlaube. Die Größe der einzelnen Häuser in Al.-Stärkenau ist sehr verschieden. Sie schwankt zwischen 4,5 mal 3 und 7,5 mal 5 Metern. Nur Haus A war eingetieft, und zwar mindestens 0,40 Meter, wenn man das Durchtreten des sandigen Bodens mit 0,30 Meter ansetzt. Alle übrigen Häuser scheinen in Al.-Stärkenau zu ebener Erde gebaut worden zu sein. Ein Dielen des Fußbodens wurde in Al.-Stärkenau nicht beobachtet, wohl aber in einer etwa gleichzeitigen Siedlung, die von unserer nur etwa 500 Meter entfernt liegt. Es handelte sich dort um dicht nebeneinanderliegende Stangen von Oberarmdicke. In keinem Hause fanden wir Lehm als Estrich vor. Die Lage des Herdes im Inneren des Hauses scheint keinem Gesetz unterworfen gewesen zu sein. Wir finden ihn in der Mitte des Raumes, aber auch dicht an der Wand, wir finden e i n e n Herd, aber auch mehrere in einem Hause. Völlige Einheit herrscht aber in dem Bau jedes Herdes. Mit Ausnahme eines Herdes, der eine gedrungene Ellipse aufwies, haben sie alle einen kreisrunden Grundriß, ihr senkrechter Durchschnitt weist einen Halbkreis auf. Zunächst glaubten wir, es sei diese Form durch die leichten Sande des Untergrundes bedingt, dann fanden wir aber auch Herde, die mit kleinen Steinen sauber in dieser Form ausgeplästert waren. Andere lagen auf festerem Untergrunde, wiesen aber ebenfalls diese Form auf. Die Gestalt der Herde bekommt aber erst dann volle Geltung, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Bedeutung der Kreis und die Kugel in dieser frühheisenzeitlichen Siedlung

<sup>2)</sup> Bielenstein: Holzbauten und Holzgeräte der Letten. S. 82 ff.

<sup>3)</sup> Engel: Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit.

der baltischen Völker ganz offensichtlich besitzt. Der Zufall scheidet dann vollkommen aus, wenn man Durchschnitte von Herden aus dem germanischen Gebiet mit diesen vergleicht. Wir werden von ihnen an anderer Stelle hören. In vielen Häusern Kl.-Stärkenaus finden sich überdies große Gruben. Kleine Scherben fanden sich nur hin und wieder in ihnen. Pfostenlöcher sind es bestimmt nicht. Ich halte sie für Vorratsgruben, etwa für Eicheln, wie sie Kieckebusch in dem bronzezeitlichen Dorf in Buch und Ehrlich im Steinzeitlichen Dorf zu Succaje reich vorfand. Jedenfalls ist bei uns der Inhalt der Gruben völlig vergangen. Nur eine



Abb. 6. Haus IV Kgl. Neudorf, Kreis Stuhm.

leichte Tönung des Erdreichs hatte sich in der Grube erhalten. Diese Gruben waren nicht ausgepflastert. In der Nähe der Herde lagen ferner noch kleine Bänke aus kleinen Steinen. In einem Hause zog sich vor der ganzen Rückwand eine Reihe von kleinen Pfählchen hin. Auch diese halte ich für Reste von einer Bank. Dies über das Innere des Hauses. Nachzuholen wäre nur noch eins, daß die Häuser unserer Siedlung auf Grund ihrer ganzen Anlage Satteldächer getragen haben. Soweit die Häuser des baltischen Raumes.

Ihnen stelle ich gegenüber Häuser aus dem germanischen Raume. Allerdings ist der Fundstoff aus diesem Raume für die frühe Eisenzeit sehr gering. Es besteht nur aus einem Hause in Kgl. Neudorf, Kreis Stuhm, und Beobachtungen in Siedlungen, in denen der Spaten allerdings noch nicht angesetzt worden ist, in denen Anschnitte aber das Beobachten vor allem der Herdgruben gestatten. Das Haus von Kgl. Neudorf ist nach ganz anderen technischen Gesichtspunkten gebaut. Auch ist es ein Pfostenhaus. Aber wie wird sein Dach getragen? Nicht allein wie in den Häusern von Kl.-Stärkenau von der Wand, sondern von

der Wand und den mitten im Hause stehenden Pfosten. Die Wand ist auch nur aus armdicken Knüppeln gebaut. Sie allein wäre wohl kaum imstande gewesen, den seitlichen Druck des Daches zu tragen. Dieses Haus erinnert stark an das wesentlich größere Haus von Carolath in Schlesien, das durch zwei Stützenreihen im Inneren in drei Schiffe geteilt wird. Und dieses geht zweifellos auf die in Schweden gefundenen und später aus der Edda bekannten großen Hallen zurück, deren Wände in Schweden von Erd- und Steinwällen gebildet waren und nicht, wie in Kgl. Neudorf und Carolath, aus Pfosten. Doch ein abschließendes Urteil kann nur gefällt werden, wenn uns aus dem Raume der Großendorfer Gruppe und dem der Gesichtsurnenkultur mehr Material zur Verfügung stehen wird. Festeren Boden betreten wir bei der Frage nach der Bauart des Herdes. In Kl. Stärkenau fand sich nur eine Art Herd, die kalottenartige Herdgrube. Unser Haus in Kgl. Neudorf versagt hier leider. Es war dort nur eine flache Herdgrube in die leichten Sande eingetieft, in deren Mitte einige Steine lagen. Es sind aber aus drei großen Siedlungen der Großendorfer Gruppe, in Kgl. Neudorf, Luisevalde, beide Kreis Stuhm, und Kl. Tromnau, Kreis Marienwerder, eine ganze Reihe von Herden im Anschnitt bekannt, die sämtlich nicht etwa den nach unten abgerundeten Sack zeigen, sondern sorgfältig rechteckigen Aufriß haben. Sie haben einen ganz ebenen Boden, der in Luisevalde mit Steinen gepflastert war. Leider gestattet der grobe Kies in Kgl. Neudorf beim Schürfen kein sorgfältiges Beobachten. In Kl. Tromnau ist der Spaten bisher noch nicht angelegt worden. Die Häuser von Carolath weisen übrigens auch Herde mit rechteckigem Grundriß und ebenem Boden auf. Es scheint also auch die Form des Herdes genau so wie die Form des Grabes außer den sonstigen Merkmalen beide Völker zu trennen. In der Großendorfer Gruppe ist das Grab eine rechteckige Steinkiste, in Kl. Stärkenau fanden sich nur runde Steinpackungen.

Über Siedlungen auf Packbauten kann in unserm Gebiete noch nichts gesagt werden, eine derartige Anlage ist aus Brunau, Kreis Rosenberg, bekannt. Aus der römischen Kaiserzeit sind uns die ersten großen Zweiraum-Häuser bekannt. Zwei Häuser gelang es bisher zu fassen. Die beiden kleineren aus Kgl. Neudorf rechne ich nicht mit. Es sind eigentlich nur Schutzanlagen für die Herde, die fast den ganzen Raum des Hauses einnehmen. Zunächst das Haus von Weißhof, Kreis Marienwerder. Die Pfosten stehen in der Wand, eine Vorlaube liegt vor der Schmalseite. Der Herd ist wie ein gewaltiger Brunnenschacht gebaut: 2 Meter im Lichten, 1,40 Meter tief. Die senkrechten Seitenwände bestehen aus großen Feldsteinen, die im Lehmverbande lagen. Der Boden war eben, aus gestampftem Lehm. Ähnliche, nur kleinere Herde lieferte übrigens Liebenthal, Kreis Marienwerder. Im Frühjahr dieses Jahres grub ich in Neumark, Kreis Stuhm, ein Haus aus derselben Kulturstufe aus\*\*). Auch dieses ist ein Zweiraum-Haus. Eine Vorlaube liegt nicht in der Schmalseite, sondern in der Ecke einer Längsseite. Beide Häuser haben auch den Platz gemeinsam, an dem der Herd, besser gesagt der Ofen stand — in Weißhof war die Herdgrube oben mit großen rotgebrannten Lehmflözen verstopft, es waren sicher die Reste eines aus Lehm gebauten geschlossenen Oberbaus, also eines Ofens, der zugleich zum Kochen benutzt wurde —. In beiden Häusern steht der Ofen, der zu gleicher Zeit der Herd ist, in der Mitte der Zwischenwand. Aber

\*\*\*) Auf Grund der späteren Grabungen ist diese Siedlung doch früher anzusetzen, in das frühe oder in das mittlere Latene.

Heym: Ein Beitrag zum Hausbau während der römischen Kaiserzeit im Gebiet der unteren Weichsel. Prussia-Zeitung 29 S. 174.

in Neumark haben wir es nicht mit einer brunnenartigen Anlage zu tun, sondern mit einer sorgfältigen, kreisrunden Steinpackung, die allerdings in einer flachen Grube mit steilen Rändern steht. Ähnliche Herde fand Ebert und Ehrlich<sup>4)</sup> in kaiserzeitlichen Häusern zu Meislain und ich in einem zeitlich nicht näher bestimm-  
baren Hause zu Kgl. Neudorf, Kreis Stuhm, das mitten in einem Gräberfeld

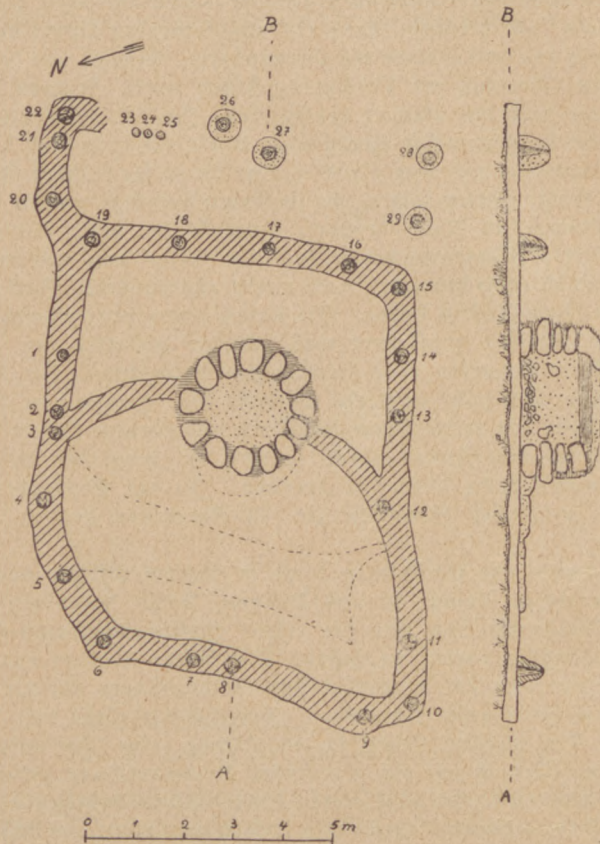


Abb. 7. Weißhof, Kreis Marienwerder: Haus III.

liegt, das von der frühen Eisenzeit bis in die römische Kaiserzeit geht. Was unsere Häuser aber von den Häusern zu Meislain völlig scheidet, ist die Behandlung der Wand. Unsere Häuser sind Pfostenhäuser, die bei Meislain Schwellenhäuser. Wir stehen vor einem bis jetzt nicht zu lösenden Rätsel. Haben wir es mit zeitlichen Stufen oder mit landschaftlichen, d. h. völkischen Sonderarten zu tun? Auskunft können uns die Stammlande, aus denen die Goten eingewandert sind, ferner die Heimat der baltischen Völker, dann die unter dem Einfluß der Goten stehenden Völker des ostpreussischen Raumes, vor allem das eigene Gebiet

<sup>4)</sup> Ebert: Trufo.

geben. Gerade Neumark verspricht uns viel Neues liefern zu können. Bisher ist dort nur ein Bruchteil des in Frage kommenden Gebiets untersucht worden.

Aus der Völkerwanderungszeit ist bisher nur ein Haus bekannt geworden. In Rehhof, Kreis Stuhm, wurde es beim Sandfahren fast völlig zerstört, festgestellt werden konnte nur noch die Lage der Herdstelle, zwei Pfostenlöcher konnten untersucht werden. Wichtig ist das Haus nur durch die Feststellung, daß in der Völkerwanderungszeit der Pfostenbau hier noch üblich ist. Die Gefäße, die in dem Herde von den Arbeitern gefunden worden waren, weisen das Haus an das Ende der Völkerwanderungszeit, vielleicht sogar bereits in die frühe preußische Zeit. (Gurtriefen, auf der Schulter schrägstehende Strichverzierungen.)

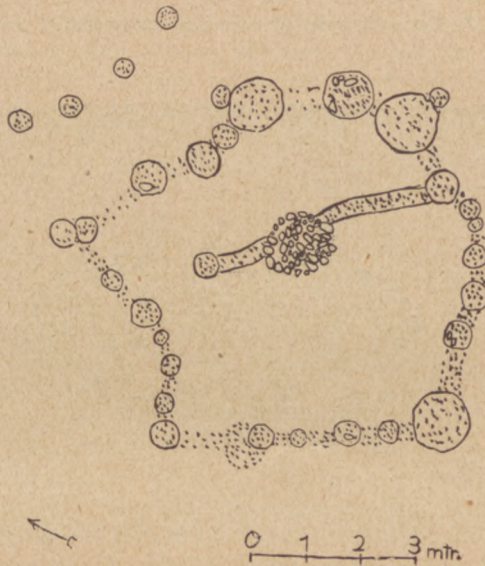


Abb. 8. Neumark, Kreis Stuhm: Haus aus der frühen oder mittleren Latenezeit.

Für die preußische Zeit ist in unserem Raume bisher nur der Schwellenbau bekannt. Kgl. Neudorf, in dem die Bauern wetteifern beim feststellen von Brandstellen, lieferte zwei Gehöfte\*). Da die unterste Schwelle nur flach eingetieft war, sie ging kaum unter die vom Pfluge gefasste Kulturschicht — — so gelang es nur hin und wieder, eine Wand festzulegen, nicht aber die Größe des ganzen Hauses. In allen Häusern waren die Herde gut erhalten. In der Mitte einer oft unregelmäßig gebauten Aschengrube lag die aus Steinen gebaute, halbkugelige Steinpackung, der Herd. Den Scherben nach muß die Siedlung aus der Endstufe der preußischen Zeit stammen. Die eigenartigsten Bauten waren eine Badestube und eine ebenfalls in die Erde eingelassene Getreidedarre. In der Badestube waren dicht am Herde, rechts und links von ihm, Bänke aus Erde. Von der Getreidedarre hatte sich die Feuergrube und der 9 Meter lange, mit Lehm abgedeckte Feuergang erhalten. Von der einige Hundert Meter von diesem Gehöft liegenden Siedlung

\*) Ein altpreußisches Gehöft in Kgl. Neudorf, Kreis Stuhm (Blätter für deutsche Vorgeschichte S. 7).



Abb. 9. Neumark, Kreis Stuhm: Senkrechter Durchschnitt durch den Herd.



Abb. 10. Neumark, Kreis Stuhm: Herd.



Abb. 11. Rehbof, Kreis Stuhm: 5: Aus einem Pfostenhaufe.

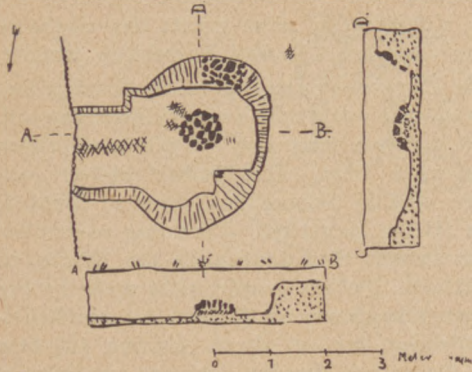


Konnten auch nur die Herde festgelegt werden, nicht aber sämtliche Mauern. Es steht auch nicht die Größe der einzelnen Häuser fest. Eine zweite Getreidedarre von ähnlicher Bauweise wurde 1933 beim Bau der Chaussee Rachelshof zerstört.

Ein völliger Wechsel im Hausbau wie Burgenbau tritt in der Ordenszeit ein. Zum ersten Male tauchen in unsern Landen Häuser mit Lehm- und Steinwänden auf. Das ist eine Bauweise und ein Baumaterial, die auch heute noch den den Alt-Preußen stammverwandten Litauern und Letten nicht liegt. Die beiden bisher ausgegrabenen mittelalterlichen Bauernhäuser, eins in Rehshof, das ander in Budisch, beide Kreis Stuhm, waren bis zu einem Meter eingetieft. Neuartig waren die Herde: tischartige Gebilde aus Stein und Lehm. Sie standen an der Wand, in einem Winkel oder in der Mitte einer Wand. Gekocht wurde nicht mehr in der Herdasche im oder am Herde, sondern über dem Feuer in Kesseln, die an Kesselhaken über dem Herde hingen, oder in Grapen, die auf ihren Füßchen auf dem Herde standen. In Budisch\*\*\*) wohnte auf Grund von Quellen übrigens ein Preuße! Die Heimat dieser Kulturgüter ist der Westen Deutschlands, aus dem damals so viele Bürger und Bauern den Weg nach dem Osten nahmen. Dieses eingetieftes Dachhaus hat sich übrigens bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in unsern Köhler- und Teerbrennerhütten erhalten. Es lebt noch heute, wenn ein Siedler sich auf seinem Lande zunächst eine Notwohnung baut. Wie übrigens der Preuße mit dem eingewanderten deutschen Bauer, dem vor allem das schnelle Eindeutschen des Landes zu danken ist, sich verschmolzen hat, das zeigen die alten Vorlaubenhäuser, die heute allerdings in unserm Bezirk nicht mehr stark vertreten sind. In der alten westdeutschen Heimat der deutschen Bauern war die Vorlaube unbekannt gewesen. Aber hier im Koloniallande fand sich regelmäßig vor dem aus dem fränkischen und niedersächsischen Vorbild erwachsenen neuen Bauernhause die Vorlaube, die seit Jahrtausenden in diesem Lande bereits Heimatrecht genossen hatte. Noch heute lebt der preußische Schwellenbau in unserm Schurzbohlenhause weiter. Deutsch ist überall der Bau der Herdes. Wie stark noch heute vorgeschichtliche Formen auch im Grundriß der Häuser weiterleben, das lehrt ein Vergleich des kaiserzeitlichen Hauses von Weißhof mit alten Bauernhäusern Ostpreußens — bei uns an der Weichsel sind sie bereits ausgestorben. Auch bei ihnen liegt die schwarze Küche in der Mitte des Hauses, eine flache Vorlaube lagert sich vor eine Schmalseite des Hauses.

Was die Siedlungsformen in der Vorgeschichte nun anbetrifft, so kann wenig hierüber gesagt werden. Genaue Auskunft gibt uns nur Kl. Stärkenau. Wir haben in Kl. Stärkenau einen Rundling vor uns, dessen Form m. E. auf kultische Vorstellungen zurückgeht. Um ein Haus mit einem sich dicht an dieses anschmiegenden umfriedeten Hofraum, in dem ebenfalls noch Baulichkeiten — wahrscheinlich Wirtschaftsgebäude — stehen, lagern sich sieben andere Gebäude im Kreise herum. Zwei Steinsetzungen umgeben die ganze Siedlung. Eine Gräberstraße zieht sich vom Tor durch das ganze Dorf. Der schmale Grat, der die Spitze der Halbinsel, auf der die Siedlung liegt, mit dem Festlande verbindet, ist außerordentlich stark befestigt. Elf Palisadenreihen legen sich quer über den Grat. Ein schmaler, wiederholt geknickter, von Pfosten gesäumter Gang schlängelt sich durch die Palisaden-

\*\*) Heim: Das Haus eines Bauern aus der Zeit der ersten Besiedlung des Deutsch-Ordenslandes mit Bauern (Kreislander Stuhm 1932, S. 46 ff.). Heim: Ein Bauernhaus aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts im Deutschen Ordensland (Mannus. Zeitschrift für deutsche Vorgeschichte 1934. Bd. 26, Heft 3/4).



Kgl. Neudorf  
Kreis Stuhm  
215.427

Abb. 12.

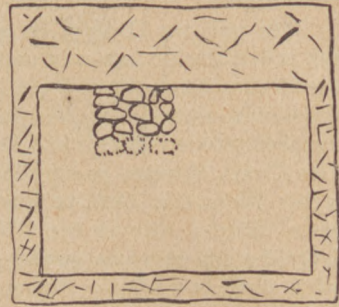


Abb. 13.

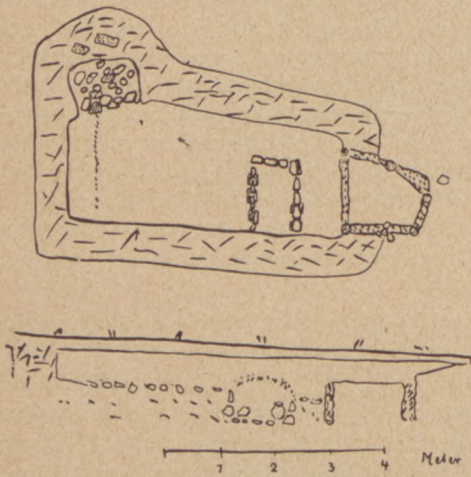


Abb. 14.

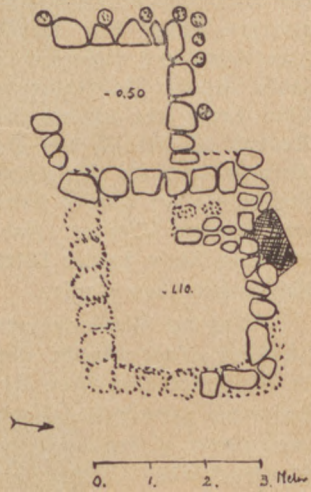


Abb. 15.

Abb. 12. Kgl. Neudorf, Kreis Stuhm.

Abb. 13. Kehhof, Kreis Stuhm: Mittelalterliches Haus.

Abb. 14. Budisch, Kreis Stuhm: Mittelalterliches Haus.

Abb. 15. Niederzehren, Kreis Marienwerder: Haus eines Teerbrenners mit einem Ofen im Raum und einem ausgebauten Herde. Mitte des 18. Jahrhunderts.

reihen. Drei feste Türme sichern diesen Gang. Ein trichterartiges Tor mit dreimal vier Pfosten im Trichter hütet den Zugang.

Die Siedlungen in Kgl. Neudorf und Kl.-Tromnau verraten nur, daß auf kleinem Raum mehrere Gebäude stehen.

Die Siedlung in Neumark ist dagegen ganz weitläufig gebaut, vorausgesetzt, daß sämtliche Bauten aus derselben Kulturstufe und außerdem noch gleichzeitig sind. Es fand sich auf einer Fläche von etwa 500 Quadratmetern bisher nur ein Haus. Die Siedlung umfaßt aber auf Grund der beim Pflügen angeschnittenen Herdstellen an die 20 Morgen.

Die preussische Siedlung in Kgl. Neudorf war ganz regellos angelegt. Bade- stube und Darre war aus der Siedlung wohl der Feuergefahr wegen hinausgebaut. Die Anlage zeigt in ihrer Regellosigkeit außerordentliche Ähnlichkeit mit den Bauernhöfen der Letten. Die Nachbarsiedlung wies dagegen drei einigermaßen ausgerichtete Gebäude nebeneinander auf. In beiden Siedlungen scheint es sich um das Gehöft eines einzelnen Bauern zu handeln. Der Lette liebt es heute noch im Gegensatz zum deutschen Bauern, für jeden Wirtschaftszweig ein besonderes Gebäude zu errichten. Über die Siedlungsform der zur Ordenszeit in Budisch angesiedelten Preußen kann nichts gesagt werden.

Die von den Deutschen mit nach dem Osten gebrachten Siedlungsformen an dieser Stelle zu behandeln, geht über den Rahmen des Berichtes hinaus.

Zum Schluß noch die Frage: Ist auf Grund der Bauweise, der Form des Hauses, der des Herdes bereits ein Rückschluß auf die Volkszugehörigkeit des Erbauers dieses Hauses zu ziehen? Die Frage ist mit Nein zu beantworten. Gerade das Beispiel von Budisch, wo nachweislich ein Preuße in einem Hause von rein deutscher Bauweise, deutscher Anlage, deutschem Herde, deutschem eisernem Gerät — die Keramik war preussisch bis auf einige deutsche Stücke — gewohnt hat, zwingt hierzu. Das Auftreten einer oder mehrerer typischer völkischer Eigentümlichkeiten gestattet nur den Rückschluß: der Träger dieser Eigenart ist bereits im Lande. In einem Gebiete, dessen Schicksal ist, Völkerstraße, Kolonialland zu sein, heißt es besonders vorsichtig zu sein. Der Herd scheint nach den bisherigen Erfahrungen eine Sonderstellung eingenommen zu haben. Er ist ja im Hause das Heiligste. Er war ja in grauer Vorzeit zugleich Opferstätte und Abkoch- stelle. So scheint der Herd in seiner Bedeutung neben die Grabform und den Grabbrauch zu treten. Sie alle sind kultisch gebunden. So tritt meiner Ansicht nach die Herdform als neuer Bestandteil zu den vielen bereits bekannten, mit denen wir unter den genannten Einschränkungen Rückschlüsse auf die völkische Zugehörigkeit ziehen können.

# Die Steppenheidetheorie und die vorgeschichtliche Besiedlung Ostpreußens.

Von Dr. Hugo Groß, Allenstein.

## I. Die Steppenheidetheorie.

Auf den verschiedensten Gebieten (Vorgeschichte, Siedlungsgeographie und -geschichte, Entwicklungsgeschichte des Pflanzenwuchses, Altlimakunde, Moor-geologie) sind die Forschungen anregend und befruchtend von der von K. Gradmann begründeten Steppenheidetheorie beeinflusst worden. K. Gradmann stellte bekanntlich in Süddeutschland eine „weitgehende (nicht absolute) Übereinstimmung zwischen Steppenheideverbreitung und alter Besiedlung“ fest (1993a S. 266); daraus schließt K. Gradmann, daß es vor allem die lichtere Vegetation war, was die neolithischen und bronzezeitlichen Siedler unter der Herrschaft eines etwas trockeneren Klimas gerade in die Steppenheidegebiete lockte, daß in erster Linie der dichtgeschlossene Wald sie von den feuchteren Gebieten fernhielt“ (1933a S. 266), „die ältesten Ansiedler haben ebenso wie die Steppenspflanzen offene, waldfreie oder wenigstens nicht mit geschlossenem Urwald bestandene Stellen aufgesucht, wo ohne allzu mühsame Rodung ein Pflanzenbau möglich war und die Herdentiere in der natürlichen Bodenvegetation von Gräsern und Kräutern ihr Futter finden konnten“ (1906, S. 316, 317). Zwar rechnete K. Gradmann auch den Steppenheidewald zu den siedlungsfreundlichen Bildungen, legte aber bis vor kurzem das Hauptgewicht auf die waldfreien, offenen Flächen; so haben nicht nur Botaniker (K. Bertsch, K. Türen), sondern auch Siedlungsgeographen (S. Mortensen, E. Wahle, O. Schlüter u. a.) die Steppenheidetheorie aufgefaßt. Diesen Standpunkt hat K. Gradmann in seiner neuesten Darstellung (1933a, S. 268, 278) wesentlich eingeschränkt, indem er in der Auseinandersetzung mit den Kritikern von K. Bertsch (1929) und K. Türen (1933) den Begriff „waldfreie Stellen“ als offene Naturlandschaft mit Gräsern, Kräutern, Sträuchern und auch einzelnen Bäumen, etwas reichlicher als heute zwischen wirkliche Wälder eingestreut, umschreibt („waldfrei ist auch nicht gleichbedeutend mit gehölzfrei, nicht einmal mit baumfrei“); „endlich empfiehlt es sich, künftig nicht mehr einfach von einem Gegensatz zwischen siedlungsfeindlichem Wald und siedlungsfreundlicher offener Landschaft, aber auch nicht (mit Türen) von einem einfachen Gegensatz zwischen siedlungsfreundlichen und siedlungsfeindlichen Waldformen zu sprechen, vielmehr allgemein von Vegetationstypen größerer oder geringerer Siedlungsfreundlichkeit“ (1933a S. 278). Mit K. Türen (1931) hält K. Gradmann (1933a S. 275) auch den Eichenmischwald, den K. Türen dem Steppenheidewald Gradmanns gleichstellt, und der früher sicher noch lichter war, für siedlungsfreundlich, ebenso den „sehr lichten und offenen Eichen-Birkenwald“, den K. Türen (1931) für die Urvegetation der jetzigen nordwestdeutschen Heidegebiete und der Geest hält. In Nordostdeutschland bietet nach K. Gradmann (1925, S. 9) der lichte Kiefern-

wald „immerhin etwas andere Kulturbedingungen als die dichter geschlossenen Waldformen; von der Waldweide zur Trift, von der Trift zur freien Weide, zur Wiese und schließlich zum Acker ist immer nur ein kleiner Schritt, den jede vorgegeschichtliche Bevölkerung tun konnte, vorausgesetzt, daß sie sich im Besitz von Zerdentieren befand. Ein langsames Zurückdrängen des Waldes von bereits vorhandenen Kulturflächen aus ist auf diesem Wege leicht denkbar.“

Von der heutigen Steppenheide sagt K. Gradmann (1933a, S. 266), „daß sie einst eine größere lokale Ausbreitung hatte und erst später durch überhandnehmenden Waldwuchs und auch durch die Landeskultur an ihre jetzigen beschränkten Standorte zurückgedrängt wurde und demnach ein Relikt darstellt“.

Zeitweise (1906—32) hatte K. Gradmann seine Steppenheidetheorie der Blytt-Sernander'schen Klimawechsellehre angepaßt und angenommen, daß eine subboreale säkulare Trockenperiode die in der ersten Hälfte der Litorina-Zeit gebildete zusammenhängende Walddecke aufgelockert und die Entstehung von Steppenheidesflächen bewirkt habe; 1933 kehrte er zu seiner ursprünglichen, 1901 zum ersten Male dargelegten, Auffassung zurück, die sich mit dem von K. Bertsch (1929) und K. Rudolph (1930) pollenanalytisch begründeten System in allen wesentlichen Zügen genau deckt, wonach im späten Neolithikum das Klima der spätdiluvialen Steppenzeit, in der die Hauptmasse der Steppenheidepflanzen in Mitteleuropa einwanderte, mit seinen Wirkungen offenbar noch nicht ganz ausgeklungen sei, so daß der Neolithiker noch offene Flächen für seine Ansiedlung vorgefunden habe. „Den Bedingungen genügt jeder Zustand der Vegetation, die sich im Vergleich mit den Wäldern der Gegenwart um eine Kleinigkeit mehr dem Steppenzustand nähert“ (K. Gradmann, 1933a, S. 269); diesen führt K. Gradmann (1933a, S. 266) darauf zurück, daß „noch im jüngeren Neolithikum und bis tief in die Bronzezeit hinein das Klima etwas<sup>1)</sup> trockener . . . war als in der Gegenwart“.

Eine weitere wesentliche Voraussetzung der Steppenheidetheorie ist die Annahme, „daß der Wald auf niederen Kulturstufen der Feind des Menschen“ sei (K. Gradmann, 1925, S. 2); K. Gradmann hat zwar nie bezweifelt, daß man auch mit Steinbeilen kräftige Bäume fällen könne und daß man schon in vorgegeschichtlicher Zeit gelegentlich auf deutschem Boden Rodungen von bescheidenem Umfang vorgenommen habe, daß man aber in vorgegeschichtlicher Zeit nur sehr schwer an dieses Werk herangegangen sei, da sich die europäischen Vollneolithiker und ihre Nachfolger bereits im Besitze der Pflugkultur befanden, die nur auf stubbenfreiem Boden möglich, aber nicht auf Brandkulturflächen<sup>2)</sup> ausführbar sei (K. Gradmann, 1925, S. 4). Auch in seiner neuesten Arbeit vertritt K. Gradmann (1933a, S. 267) diesen Standpunkt: „Von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, fand man erst in römischer Zeit, in der Hauptsache aber erst im Mittelalter, die Kraft, die alten Urwaldgebiete systematisch zu roden und zu besiedeln.“

<sup>1)</sup> Von mir gesperrt.

<sup>2)</sup> „Ist das Holz, sei's nun durch Zieb oder durch Brand, einmal niedergelegt und abgeräumt, dann beginnt erst das Roden, d. h. das mühsame Ausgraben der Stöcke. Etwas anderes hat der Bauer, der Waldarbeiter unter Roden oder Rauten noch nie verstanden. Nur in Büchern werden die Wälder mit der Art oder mit Feuer gerodet.“ (K. Gradmann, 1901, S. 372, 373.)

Daß im norddeutschen Flachland andere Bedingungen als in Mittel- und Süddeutschland vorliegen, wo die Steppenheidetheorie anscheinend mit gutem Erfolg für die Erforschung der Siedlungsgeographie und -geschichte angewandt werden konnte, hat K. Gradmann schon 1901 (S. 437) betont und 1928 (S. 3) wiederholt; er hat darauf hingewiesen, daß es im Küstengebiet zu allen Zeiten von Natur waldfreie Flächen (Strandwiesen, Heiden) gegeben hat und daß Nahrungsquellen (Meer, Fische) und Verkehrsmöglichkeiten (Meer, Ströme) schon im Frühneolithikum den Menschen zur Ansiedlung bewogen. Auf das norddeutsche Binnenland hat sich die Steppenheidetheorie zunächst nicht allgemein anwenden lassen, wenn man sie auch stellenweise in Ostdeutschland bestätigen zu können glaubte (E. Wahle 1918, O. Schlüter 1921). E. Wahle (1924) ist daher der Ansicht, daß in Norddeutschland die vorgeschichtliche Besiedlung unabhängig vom Gegensatz zwischen Wald und offener Landschaft erfolgt sei, d. h. daß hier die Besiedlung vom Frühneolithikum an in einem Waldlande entstanden sei, der Mensch also schon in neolithischer Zeit umfangreiche Siedlungsflächen durch Rodung gewonnen habe. K. Gradmann (1928) führt eine Reihe von Argumenten an, die für die Gültigkeit seiner Steppenheidetheorie in Norddeutschland sprechen, und fordert zu Detailuntersuchungen auf.

Solche sind inzwischen in Pommern mit Hilfe der pollenanalytischen Methode (S. Nietsch 1934) und in Ostpreußen mit Hilfe der Gradmannschen Methode (O. Berninger 1934) ausgeführt worden. Während S. Nietsch für sein Arbeitsgebiet (Pyritzer Weizacker) zu dem Ergebnis gelangt, daß die Auffassung E. Wahles (1924) richtig ist, findet O. Berninger im Gegensatz zu E. Wahle (1918), „daß die Betrachtung der Verhältnisse des Neolithikums in Ostpreußen zu einer vollen Bestätigung der Steppenheidetheorie führt“.

## II. Kritik der Voraussetzungen der Steppenheidetheorie.

Ein Land, in dem die Umwandlung der Naturlandschaft in eine Kulturlandschaft sogar in der Neuzeit im Einklang mit der Steppenheidetheorie erfolgte, ist Südsibirien, und zwar die Waldsteppenzone und die angrenzenden Streifen der Wald- und Steppengebiete (A. Schultz, 1923, S. 7—9); um so näher liegt die Annahme, daß diese Umwandlung in einer Periode primitiverer Kultur auch in Mitteleuropa nach denselben Gesetzen erfolgt ist. Es muß aber zunächst untersucht werden, wie weit hier die Voraussetzungen der Steppenheidetheorie zutreffen; hierbei will ich mich in der Hauptsache auf Norddeutschland beschränken.

1. Es ist nicht richtig, wenn in siedlungsgeographischen Arbeiten immer noch die Neolithiker als erste sesshafte Bevölkerung unserer Gegenden bezeichnet werden. Schon im frühen Mesolithikum (Ancyclus-Zeit) ist der Mensch auf der Kulturstufe des Jägers, Sammlers und Fischers bis zu einem gewissen Grade sesshaft gewesen<sup>1)</sup>. An Orten, die ihm besonders reichlich und bequem alles boten, was er für seinen Lebensunterhalt brauchte, legte er Siedlungen an. Solche Stellen waren der Meeresstrand und die Ufer fischreicher Binnenseen und Flüsse. Naturgemäß sind solche mesolithischen Wohnplätze in der Regel sehr viel schwerer aufzufinden als spätere, da die für sie bezeichnenden Artefakte, die Mikrolithen, sehr viel weniger auffallen

<sup>1)</sup> Streng genommen stellenweise auch schon im Paläolithikum, wie die großen Mengen von Werkzeugen und Knochen von Beutetieren in Höhlen Südfrankreichs und Spaniens zeigen.

als etwa Tonscherben, Brandgruben, Pfostenlöcher und Grabstätten; man darf nicht vergessen, daß überhaupt prähistorische Siedelplätze in sehr viel geringerer Zahl als z. B. Grabfunde bekannt sind, weil letztere auch dem Laien viel mehr auffallen.

So stellte *G. Reinerth* (1929, S. 45, 51, 57) kleine und große Hütten-dörfer am Federsee aus der Zeit um 8000 v. Chr. fest; in mehreren Wochen fand er mit seinen Mitarbeitern zusammen beim systematischen Absuchen des ehemaligen Federseeufers nicht weniger als 62, schließlich insgesamt 81 mesolithische Wohnplätze.

Der ebenfalls anzyluszeitliche Wohnplatz im Svaerdborgmoose in Dänemark lieferte nach *R. F. Johansen* (1919) auf einer Fläche von 404 Quadratmeter gegen 110 500 Flintstücke (teils Geräte, teils Abplisse und Überreste), ein Beweis für lange Sesshaftigkeit der Mesolithiker. Dasselbe gilt auch für die mesolithische Station im Maglemose (*G. Sarauw* 1903).

Die ebenfalls mesolithischen Kjökkenmöddinger der Litorinazeit sind die Küchenabfälle einer Bevölkerung, die viele Jahrhunderte am Ostseestrande sesshaft war.

Ackerbau und Viehzucht ist im Mesolithikum in den genannten Gegenden bekanntlich nicht betrieben worden, das einzige Haustier war der Hund (Svaerdborgmoose). Man darf also nicht ohne weiteres von Sesshaftigkeit auf Ackerbau und Viehzucht schließen. Für das Gebiet des Teutoburger Waldes ist eine auffallend dichte mesolithische Besiedlung (Campignien und Tardenoisien) festgestellt worden; *W. Adrian* (1928) hält die dortigen Mesolithiker für „sesshaft gewordene Jäger und Fischer“ und vermutet sogar, daß sie zum Teil schon Ackerbau und Viehzucht getrieben und den Wald gerodet haben (l. c. S. 386 ff.).

Höchstwahrscheinlich hat der Mesolithiker offene Stellen in der anzyluszeitlichen Waldlandschaft für seine Wohnplätze gewählt und sie auch im Interesse seiner Sicherheit weiterhin offengehalten. Gar nicht selten finden sich auch bei uns an diesen Plätzen neolithische und noch spätere Siedlungen. Der *Siatu*s, der früher in der Vorgeschichte eine so große Rolle spielte, verflüchtigt sich bei fortschreitender Erforschung der Bodenaltertümer immer mehr; wahrscheinlich ist er nur durch einen jahrtausendlangen Stillstand der Kultur (auf der Stufe des Jägers, Fischers und Sammlers) vorgetäuscht<sup>1</sup>).

Auf der anderen Seite sind gerade im Neolithikum nach der Annahme der meisten Prähistoriker große Wanderungen erfolgt; erinnert sei nur an die Ausbreitung der Urindogermanen. In bezug auf Sesshaftigkeit ist der Unterschied zwischen dem Mesolithikum und dem Neolithikum nur graduell; in Ostpreußen und im ganzen Ostbaltikum wird er, wie wir sehen werden, bis tief ins Vollneolithikum hinein gleich Null.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1</sup> *J. B.* am Federsee, wo *G. Reinerth* (1929, S. 57) eine Siedlungslücke von 6000 bis 3000 v. Chr. annimmt; am Ostufer ist der Federsee aber auch in dieser Zeit zugänglich gewesen, da die Verlandung von West und Südwest her erfolgte; für die Aufgabe der mesolithischen Wohnplätze am Ostufer läßt sich kein sichhaltiger Grund angeben.

## II. Fundberichte.

Das gotische Gräberfeld von Thomareinen,  
Kreis Osterode.

Von Carl Engel.

## Schriftum-Abkürzungen.

- Blume = Blume, E., Die germanischen Stämme usw. I, II (Mannus-Bibliothek Nr. 8 und 14). Würzburg 1912, 1915.  
B. P. = Sitzungsberichte (später Zeitschrift) der Altertums-Ges. Prussia, Königsberg. Bd. I ff.

Unter den in den letzten Jahren in Ostpreußen untersuchten Friedhöfen der ersten vier Jahrhunderte nach der Zeitwende kommt dem Gräberfeld von Thomareinen eine besondere Bedeutung zu; ist es doch der einzige in neuerer Zeit vollständig ausgegrabene Bestattungsplatz der Weichselmündungskultur, der eine leidlich sichere Beurteilung von Zahl und Zeitstellung der in ihm enthaltenen Beisetzungen gestattet.

Das Gräberfeld lag auf den westlichen Randhöhen des oberen Passargetales, unmittelbar nördlich des Passarge-Durchbruchs durch einen von Ostsüdost nach Westnordwest streichenden Endmoränenzug, noch auf dessen nördlichen Ausläufern, die hier nach Norden zu in ein sanfter gewelltes Hügel land übergehen. Es befand sich jedoch nicht unmittelbar auf dem zum Flußufer steil geböschten Talhang, sondern auf einer dicht anschließenden, leicht nach Westnordwesten zu geneigten Fläche, knapp 100 Meter südsüdöstlich des Bahnüberganges über den Landweg Mittelgut—Thomareinen, der einer alten, längs des westlichen Passargetales verlaufenden *Seeresstraße* folgt. Genau drei Kilometer weiter nordwestlich liegt an der gleichen Straße unmittelbar am Steilhang zum Passargetal das derselben Zeit und Kultur angehörige, jedoch noch nicht näher untersuchte Gräberfeld von Podleiken. Es ist eine auffällige Tatsache, daß eine große Anzahl der ostpreußischen Gräberfelder unmittelbar an alten *Seeresstraßen* liegt, und es dürfte daher nicht unwahrscheinlich sein, daß diese Wege vielfach auf vorgeschichtliche Straßen zurückgehen.

Auffällig gegenüber anderen ostpreußischen Friedhöfen ist die ungewöhnlich geringe Ausdehnung des Thomareiner Gräberfeldes und die kleine Zahl der in ihm enthaltenen Beisetzungen: bei einer Länge von 35 Meter Ost-West besaß das Gräberfeld (in der Mitte) eine größte Breite von 15 Meter Nord-Süd, die sich nach dem Westrand zu auf 8 bis 5 Meter verschmälert. Seine von Ost nach Westen gerichtete Längsausdehnung folgt ungefähr dem Längstreichen des Abfalls der nach NW. zu leicht geneigten Ebene. Für die Anlage des Gräberfeldes mitbestimmend scheint die Bodenart gewesen zu sein. Sämtliche Gräber liegen in einer schmalen, nur mit wenigen größeren Geschieben durchsetzten Sandlinse, meiden aber den südlich und nördlich anschließenden grandigen Boden.



Etwa 20 bis 25 Gräber sind beim Ausschachten des Kellers für das im Jahre 1932 neuerbauete Wohnhaus des Besitzers Paul Sawatzki vernichtet worden, einige wenige mögen noch an unzugänglichen Stellen (z. B. unter dem Göpelwerk und der



Abb. 1. Knochenhäufchen in freier Erde.



Abb. 2. Grab 8 von NW.



Abb. 3. Urne in freier Erde.

Gartentreppe) in der Erde ruhen, 30 Gräber wurden geborgen. Damit ergibt sich für die Belegung des Gräberfeldes eine Zahl von höchstens 60 Bestattungen, da mit den Suchgräben überall der Rand des Friedhofes erreicht wurde.

Die meisten Gräber lagen in einer Tiefe von 50 bis 80 Zentimeter (Abb. 1), einige wenige, besonders am Westrand des Feldes, etwas flacher, so daß sie noch

vom Pflug erfasst waren. Von den 30 untersuchten Gräbern waren 15 Urnengräber, 15 Knochenhäufchen, von letzteren lag nur eins in einer ausgeprägten Brandgrube. Auch bei den Urnengräbern war Brandschüttung selten und trat, wenn überhaupt feststellbar, nur wenig auffällig hervor. Urnengräber und Knochenhäufchen lagen jedoch nicht regellos durcheinander, sondern wechselten in Gruppen von 4 bis 5 Knochenhäufchen und 4 bis 5 Urnen ziemlich regelmäßig miteinander ab.

Weitaus die Mehrzahl aller Gräber wies keinerlei Steinschutz auf (Abb. 1 u. 3). Da in dem stark humosen Sande auch Füllerdegruben nicht zu bemerken waren, so wurde eine Bestattung immer erst erkannt, wenn der Spaten schon auf das Knochenhäufchen oder den oberen Rand der Urne traf. Bemerkenswert, weil in der Weichselmündungskultur nicht häufig, ist das — allerdings seltene — Vorkommen von Merksteinen. Von den 15 Urnen stand eine unter einem flachen Deckstein; eine weitere war durch einen, eine andere durch zwei größere Merksteine (Abb. 2) gekennzeichnet. Dagegen war bei 6 Urnen der meist schlanke Fuß durch 1 bis 3 kleine Stützsteine gegen Umkippen geschützt (Abb. 2). Von den 15 Knochenhäufchen lagen drei auf einem fleinen Fauststeinpflaster, eins unter einem flachen Deckstein, eins unter einem Merkstein, eins war mit einem Kranz von Fauststeinen umlegt. Die übrigen lagen frei in der Erde (Abb. 3).

Wie auf den meisten Gräberfeldern der Weichselmündungskultur waren Beigaben nicht allzu häufig, und, wenn vorhanden, immer nur in geringer Anzahl der einzelnen Bestattung beigegeben. Von den Urnengräbern waren zwei Drittel, von den Knochenhäufchen nur etwa die Hälfte mit Beigaben ausgestattet; diese wiesen häufig Einwirkungen des Feuers auf; hie und da waren sie sogar bis zur Unkenntlichkeit verschmolzen. Dem Grabbrauch der Weichselmündungskultur entsprechend bestehen sämtliche Beigaben nur aus Schmuck; vereinzelt fanden sich auch Sporen und Spinnwirtel. Waffen fehlen vollständig.

Weitaus die häufigsten Beigaben waren Fibeln. Sie fanden sich in zehn Gräbern, und zwar in 2 Gräbern in je 3, in einem Grabe in 2, in 7 Gräbern in je einem Stück. Vertreten sind die Typen Blume I, Taf. IV, Abb. 14 und 15, Taf. III, Abb. 6, Gaerte, Urgeschichte Abb. 139b und P. B. 22, Abb. 119.

Sämtliche Fibeln gehören demnach der zweiten Hälfte von Tischlers Periode B, d. h. hauptsächlich dem 2. Jahrh. n. Chr. an.

Mehrfach kamen auch Armringe vor; in einem Grabe 2 dreikantige wie Blume I, Taf. IV, Abb. 76; ferner die typisch gotischen Schlangenkopfarmbänder vom Typus Blume I, Taf. IV, Abb. 86, S. 66, Abb. 83, 80, die sich in einem Grabe in einem, in einem anderen Grabe in 2 Stücken fanden. Wiederholt traten auch Gewandnadeln als Beigaben auf; so das Bruchstück einer Knochnadel (Abb. 5a), eine eiserne Nadel mit spatelförmigem Kopf (Abb. 5b), eine bronzene, eine eiserne Nähnadel (Abb. 5c) und 2 bronzene Sakenkopfnadeln wie Blume I, S. 109, Abb. 137, aber mit gedrehtem Schaft (Abb. 5d). Andere Beigaben fanden sich nur vereinzelt, so:

zweimal je ein Spinnwirtel aus Ton;

zweimal je eine bronzene Riemenzunge wie Blume I, S. 55, Abb. 64;

einmal eine eiserne Schnalle wie Blume I, Taf. V, Abb. 53a;

einmal ein eiserner Messergriffhalter (Abb. 5e);

einmal ein massiver bronzener Stuhlsporn ähnlich wie Blume I, S. 119.

Abb. 147;

einmal das Bruchstück eines Knochenkammes wie Blume I, Taf. IV, Abb. 131;

zweimal stark verschmolzene bunte Email- und grüne Glasperlen.

Das kostbarste Fundstück war ein Goldanhänger (Abb. 6), das als einzige Beigabe im Leichenbrande der Urne 20 (ähnlich Abb. 4a) lag. Schließlich fanden sich in den Knochenhäufchen wiederholt eines oder einige kleine Tongefäßscherben. Ein grundsätzlicher Unterschied war hinsichtlich der Beigaben zwischen Urnengräbern und Knochenhäufchen nicht festzustellen, abgesehen von der schon oben erwähnten Tatsache, daß die Urnen etwas häufiger Beigaben führten als die Knochenhäufchen. Interessant ist die Übereinstimmung in den Beigaben der beiden am reichsten ausgestatteten Gräber 29 (Urne mit Merkstein) und 31 (Knochenhäufchen in freier Erde). Jedes von ihnen enthielt 2 Armringe, je eine Nähnadel und eine Hakenkopfnadel, zwei (Nr. 29) oder eine (Nr. 31) Fibel; außerdem Nr. 31 einen Spinnwirtel, Nr. 29 eine eiserne Schnalle und einen eisernen Messergriffhalter.

Unterschiedlich war die Verteilung der Beigaben: Die wenigsten fanden sich in den Gräbern der offenbar älteren Osthälfte, die meisten in den Gräbern der offenbar jüngeren Westhälfte. Zu der Annahme, daß die Osthälfte des Gräberfeldes älter sei als die Westhälfte, komme ich aus verschiedenen, allerdings nicht ganz sicheren Gründen: einmal auf Grund der gleich zu besprechenden Keramik; sodann wegen des größeren Beigabenreichtums und der flacheren Beisetzung der westlichen Bestattungen: beides Anzeichen, die in Ostpreußen schon den Beginn der C-Stufe Tischlers (3. bis 4. Jahrh. n. d. Zeitwende) andeuten. Eine von Osten nach Westen zu fortschreitende Belegung war übrigens auch auf dem Gräberfeld von Crossen, Kreis Pr.-Holland, festzustellen (Blume II, 152 f.).

In allen Beisetzungen war die Beschaffenheit des Leichenbrandes ungewöhnlich grob; waren doch die meisten Knochen wesentlich schwächer verbrannt als man es selbst auf den jungbronzezeitlichen Flachgräberfeldern vom sogenannten Lausitzer Typus zu finden pflegt. In fast allen Gräbern fanden sich noch wohl kenntliche Reste von Wirbeln, Rippen, Arm- und Bein-knochen, Gelenkköpfen und Wirbeln, so daß mit Sicherheit gesagt werden kann, daß — mit einer Ausnahme — keiner der Beigesetzten jünger als 15 Jahre gewesen sein kann. Nur ein einziges Kindergrab fand sich in Gestalt winzig feinen, spärlichen Leichenbrandes in einer kleinen Beurne, die im Leichenbrand der Urne 18, offenbar eines Frauengrabes, stand. Wo die übrigen — bei der für die vorgeschichtliche Zeit mehrfach erwiesenen hohen Kindersterblichkeit — doch anzunehmenden Kindergräber zu suchen sind, bleibt vorläufig ein Rätsel.

Die aus dem Gräberfeld geborgene Tonware macht durchweg einen sorgfältigen Eindruck.

Die meisten Gefäße sind gut, 3. T. sogar sehr gewandt geformt und sauber geglättet, viele auf der ganzen Oberfläche gleichmäßig graphithaltig, andere haben dunkelbraungraue Farbe und sind nur an einzelnen Stellen dunkler geschmaucht. Neben straff geformten, mit eingeritzten Tannenzweigmustern verzierten Töpfen finden sich bauchige Gefäße mit Randlippe (Abb. 4a) oder kurzem zylindrischem Hals (Abb. 4b) sowie weitmundige Schalennapfe (Abb. 4c).

Auf Grund der Tongefäße und der sonstigen Beigaben macht das Gräberfeld von Thomareinen einen zeitlich höchst geschlossenen Eindruck. Alle Beigaben gehören Blumes Stufen B jünger und (zumeist) B jüngst an. Den Gefäßformen nach könnten vielleicht einige der beigabenlosen Gräber aus dem Westteil des Feldes etwas älter

sein. Der untersuchte Teil des Gräberfeldes dürfte somit fast ausschließlich dem 2. Jahrh. n. Chr., und zwar zumeist dessen jüngerer Hälfte angehören. Eine gewisse Fehlerquelle für die Ermittlung der genauen Belegungsdauer des Gräberfeldes liegt in dem fehlen der etwa 20 beim Hausbau zerstörten Gräber in dem offenbar älteren Ostteil. Da aber auch dort nach Angabe der an den Ausschachtungsarbeiten beteiligten Arbeiter Schlangenkopfarmbänder gefunden



a

b

c

Abb. 4. Tongefäße.



Abb. 5. Nadeln und Schnallenrahmen.

sein sollen (das Bruchstück eines solchen fand sich noch im Bauschutt!), dürfte auch er über Blumes Stufe B jüngere nicht wesentlich zurückreichen. Der ganze Friedhof mit seinen etwa 60 Bestattungen dürfte also weniger als 100 Jahre, mindestens wohl 60, allerhöchstens aber 120 Jahre lang belegt worden sein. Alle sicher beurteilbaren Gräber gehören dem 2. Jahrh. an, ob einige noch in das 1. Jahrh. zurückreichen, ist höchst zweifelhaft. Kein Grab dürfte jünger als 200 n. Ch. anzusetzen sein.

Auf Grund einer Schätzung des Herrn Dr. W. Horn (Königsberg) dürfte für diese weit zurückliegende Zeit die Annahme einer Sterblichkeitsziffer von mindestens 50 auf das Tausend der mittleren Bevölkerung geboten sein<sup>1)</sup>. Hiernach dürfte

<sup>1)</sup> Statistische Grundlagen in K. Lawin, Die Bevölkerung von Ostpreußen, Berlin 1930, und Hesse, Die Bevölkerung von Ostpreußen, Jena 1936. Die Sterbeziffer in Ostpreußen, die gegenwärtig 12,1 je Tausend beträgt, lag noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei 35 je Tausend.

eine Siedlung, die alle 1 bis 2 Jahre einen Toten bestattete, 10 bis 20 Köpfe gezählt haben. Wenn aber, wie es wahrscheinlich ist, auf dem Gräberfeld (mit einer Ausnahme) nur Erwachsene bestattet sind, so muß mit einer knappen Verdoppelung der Kopfzahl, d. h. 20 bis allenfalls 40 Bewohner, gerechnet werden. Das gotische Gräberfeld von Thomareinen dürfte demnach von 3 bis 6 Familien, d. h. etwa von einem losen Sippenverbände, angelegt und belegt worden sein.

Wie bereits Blume (a. a. O.) festgestellt hat, beginnt die Belegung der gotischen Friedhöfe im westlichen Ostpreußen im allgemeinen erst mit der Stufe B jüngere, also um oder kurz nach 100. Blume stützte sich bei seinen Datierungen fast ausschließlich auf die Grabbeigaben. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß gerade die älteren B-Gräber der Weichselmündungskultur gewöhnlich keine oder fast keine Beigaben führen. Gerade die letzten Jahre haben, hauptsächlich in den Kreisen Allenstein, Braunsberg und dem Westteil des Kreises Osterode eine Anzahl neuer Fundplätze geliefert (vgl. B. P. 30 I, 281 ff.; Mannus 24, 561 f.), die, wenigstens zum Teil, älter zu datieren sein könnten, also in B mittlere oder sogar ältere. — Eine sichere Entscheidung über das erste Auftreten der Weichselmündungskultur im westlichen Ostpreußen können allerdings erst eine Anzahl von neuen planmäßigen Ausgrabungen geschlossener gotischer Gräberfelder und Siedlungen erbringen.

Nach dem bisher vorliegenden, allerdings spärlichen Fundstoff scheint sich schon jetzt in den Kreisen Allenstein und Osterode-Ost, vermutlich auch in Ortelsburg-West (Scheufelsmühle) und Weidenburg-Ost (Sagsau) eine örtliche Untergruppe der Weichselmündungskultur herauszuschälen, die ausschließlich Brandbestattung ausübt, gewisse keramische Eigentypen führt, und deren gewöhnlich kleine Bestattungsplätze fast ausschließlich während der „älteren Kaiserzeit“ belegt sind, am Anfang der C-Stufe Tischlers jedoch abbrechen. C-Funde liegen auf dem oben umrissenen Gebiete bisher nur ganz vereinzelt vor (z. B. Pupkeim, Kreis Allenstein); die nächsten westlich und nördlich benachbarten Gräberfelder mit zahlreicheren C-Funden sind Pettelkau und Wormditt, Kreis Braunsberg; Crossen, Kreis Pr.-Holland; Pollwitten, Kreis Mohrungen (vorwiegend B jüngst und C mit beinahe ausschließlicher Skelettbestattung); Thierberg und Osterode, Kreis Osterode; doch wirken diese Gräberfelder ihrer Keramik, ihren Beigaben und Grabformen nach keineswegs einheitlich.



Abb. 6. Goldner Anhänger, 1 : 1.

#### Fundübersicht.

1. Urne, von drei faustgroßen Steinen gestützt. Eine eiserne Nadel mit Spatenkopf wie Abb. 8.
2. Knochenhäufchen in Brandgrube.
3. Urne mit zwei seitlichen Stützsteinen.
4. Urne mit einem Stützstein.
5. Kein Grab.

6. Knochenhäufchen.
7. Knochenhäufchen auf flacher Steinplatte mit Merkstein.
8. Urne mit drei Stütz- und zwei Merksteinen.
9. 10. Keine Gräber.
11. Knochenhäufchen.
12. Knochenhäufchen auf Steinen. Bronzetröpfchen. Eine Fibel wie Blume I, Taf. IV, 14.
13. Kein Grab.
14. Knochenhäufchen. Eine Fibel wie Blume I, Taf. IV, 14.
15. Knochenhäufchen auf Fauststeinpflaster, mit Fauststeinen umlegt. Ein Scherben.
16. 17. Keine Gräber.
18. Urne und Beigefäß mit Kinderknochen.
19. Kein Grab.
20. Urne mit einem Stützstein. Zwei Fibeln wie Blume I, Taf. IV, 15; Spirale und Nadel einer dritten Fibel. Ein Goldanhänger (Abb. 6). Mehrere verschmolzene mehrfarbige Email- und grünliche Glasperlen.
21. Urne. Ein Stuhlsporn wie Gaerte Abb. 147 j., ähnlich Blume I, Abb. 147. Ein zweiter verschmolzener Sporn. Ein bronzener Riemenbeschlag.
22. Knochenhäufchen. Zwei verschmolzene Fibeln wie Blume I, Taf. IV, 15. Eine Fibel wie B. P. 22, Abb. 119 (Pettelkau). Eine Knochenadel wie Abb. 5.
23. Urne. Grüner Glasfuß, verschmolzene Bronzetröpfchen; verschmolzene bunte Perlen.
24. Knochenhäufchen unter Steinplatte. Drei verschmolzene Bronzetröpfchen, ein Scherben, eine Riemenzunge wie Blume S. 55, Abb. 64.
25. Urne unter Steinplatte.
26. Scherben und Kalz. Knochen zwischen Bauschutt.
27. Brandgrube (?) ohne Kalz. Knochen.
28. Knochenhäufchen.
29. Urne unter Merkstein. Eine Fibel wie Blume I, Taf. IV, 15. Eine Fibel wie Gaerte Abb. 139b. Eine bronzene Nähnaedel wie Abb. 4. Eine bronzene Sakenkopfnadel wie Abb. 4. Zwei Armringe wie Blume I, Taf. IV, 76. Eine eiserne Schnalle wie Blume Taf. V, 53a. Ein eiserner Messergriffhalter.
30. Knochenhäufchen. Eine Fibel wie Blume Taf. III, 6. Ein Scherben.
31. Knochenhäufchen. Ein Scherben. Eine Fibel wie Blume Taf. IV, 15. Zwei Armringe wie Blume S. 66, Abb. 80. Eine eiserne Nähnaedel wie Abb. 5. Eine bronzene Sakenkopfnadel wie Abb. 5. Ein Spinnwirtel. Ein Scherben.
32. Knochenhäufchen.
33. Urne in Brandschüttung.
34. Kein Grab.
35. Knochenhäufchen. Ein Scherben.
36. Knochenhäufchen. Eine Fibel wie Blume I, Taf. IV, 15. Ein Armring wie Blume S. 66, Abb. 83. Ein Spinnwirtel. Mehrere Scherben.
37. Urne. Eine Fibel wie Blume I, Taf. IV, 14.
38. Urne. Eine Fibel wie Blume I, Taf. IV, 15. Stück eines Knochenkammes wie Blume I, Taf. IV, 131.
39. Urne mit einem Stützstein.

## Der „Hünenberg“ bei Ekritten, die alte Preußenburg Nogympte.

Von Hans Crome.

Dusburg berichtet in seiner Chronik<sup>1)</sup> eine Begebenheit aus dem Jahre 1254, in dem der Böhme-König Ottokar im Lande der Ordensritter erschien, um ihnen gegen die aufständischen Samländer zu helfen. Der König zeigte einem alten edlen Preußen namens Gedune, der die Wehrhaftigkeit der Samländer genau kannte, einen Teil seiner Streitmacht und fragte ihn, ob er mit soviel Bewaffneten etwas ausrichten könnte. Gedune verneinte es und dann abermals und nochmals, als ihm der König das Doppelte und Dreifache der zuerst aufgestellten Truppen gezeigt hatte. Erst als der König seine gesamte Wehrmacht erscheinen ließ, die, wie Dusburg sagt, das Eis bedeckte wie die Heuschrecken das Land, sagte Gedune, diese genüge, und Ottokar könne erreichen, was er wolle. Gedune hatte also eine hohe Meinung von der kriegerischen Tüchtigkeit seiner Landsleute. Er wird vor allem bei seinem Urteil die zahlreichen festen Burgen des Landes im Auge gehabt haben, in die die alten Preußen, wie wir aus dem Verlaufe der Eroberung der einzelnen Landschaften durch den Orden wissen, den Hauptwert der Landesverteidigung legten und die von den Rittern, um das Land in die Hand zu bekommen, stets erst eine nach der anderen erobert werden mußten.

Eine der wichtigsten Burgen des Samlandes, die auch bei den Kriegszügen König Ottokars eine Rolle gespielt haben wird, ist der Hünenberg bei Ekritten, der in seiner Eigenschaft als ehemalige Befestigung heute noch wohl erhalten ist. Er liegt westlich des Gutes Maldaiten, zwischen den beiden Gütern Ekritten und Eißelbitten. Kommt man von dem freundlich gelegenen Dorfe Rudau, an dem sich früher eine alte Gauburg der Preußen und später eine wichtige Burg des Deutschen Ordens befunden hat, und hat man das Wäldchen Perkoke durchschritten, so erblickt man bald die bewaldete Höhe, den Hünenberg, der in seinem Innern die alte Seidenfeste birgt. Die Anlage zeigt die deutlichen Merkmale einer altpreußischen Befestigung. Sie ist auf einem Landrücken aufgeführt, der sich in der Richtung von Südwest nach Nordost gegen einen Bach, die Kintau, vorschiebt, die sie auf allen Seiten, die westliche Zugangsseite ausgenommen, umschließt. Das an den Bach anschließende Gelände ist heute zum Teil entwässert, ehemals war es sumpfig und ungangbar. Der dem Westen zugekehrte Teil der Landzunge, also ihre Fußlinie, ist heute noch durch einen breiten Querwall, dem ehemals ein doppelter Vorwall vorgelagert war, abgeriegelt, so daß wir hier eine richtige Zungenburg vor uns haben, wie sie die Preußen mit Vorliebe anlegten. Die Anlage zeigt insofern einen Übergang zu dem sogenannten Ringwall, als der Hauptwall die ganze Anlage umläuft und ihr die Gestalt einer dem Kreise sich nähernden Ellipse gibt. Man hat darauf hingewiesen, daß diese Art der Anlage von Burgen ein Beweis für die Todesmutigkeit der alten Preußen sei, weil sie dem Verteidiger keine Möglichkeit zum Rückzuge gebe, so daß dieser gezwungen sei, auf Leben und Tod zu kämpfen, wenn er sich nicht ergeben wollte. Noch vor 100 Jahren muß

<sup>1)</sup> Scriptorum rerum Prussicarum I 91.

auch die Ostseite der Anlage stärkere Vorwälle gehabt haben, wie aus der Zeichnung des Leutnants Guise zu ersehen ist, der damals die alte Feste aufgenommen und die Skizze gezeichnet hat (Sammlung der Sandzeichnungen im Pr.-Mus.). Heute sind hiervon keine Spuren mehr bemerkbar. Die Anlage hat an dieser und der anschließenden Nordostseite einige beträchtliche Veränderungen im Laufe der Zeit erfahren, vermutlich durch das Wasser, das auch den Hauptwall an dieser Seite zerrissen und eine tiefe Schlucht gebildet hat. Die Burg selbst scheint künstlich aufgeschüttet zu sein, indem man die Erde des Hügels im Innern ausgehoben und nach außen aufgeworfen hat. Das Innere der Anlage liegt tief, etwa 5 Meter, unter dem äußeren Wall. Nach der Seite des Baches stürzt der Wall zum Teil schroff ab. Die Gesamtanlage ist von beträchtlichem Umfange. Man braucht 550 Schritte, um den ringsherum laufenden Wall zu umschreiten. Das landschaftliche Bild des Berges ist sehr anziehend. Von dem Landwege, der die Güter Ekriten und Eißelbitten verbindet, kommt man rechter Hand auf den mit alten Eichen, Buchen und Ebereschen dicht bestandenen Burgberg. Lautlose Stille herrscht dort, die nur durch das Klopfen des Buntspechts, der an einem der abgestorbenen alten Bäume seine Nahrung sucht, unterbrochen wird. Mit seinen Gedanken wandert man hier ungestört in die Vorzeit zurück und baut sich die alte Feste wieder auf mit ihren Holzerdemauern, die sich einst auf den jetzigen Wällen erhoben haben und in ihrem Innern eine ansehnliche Besatzung aufnehmen konnten.

Die alte Burg wird schon früh in der Geschichte erwähnt. Eine Urkunde<sup>2)</sup> aus dem Jahre 1274 nennt sie ein antiquum castrum (altes Lager) und gibt ihr den Namen Nogympte. Es ist eine Urkunde, die der Komtur von Königsberg ausgestellt hat, in der er zwei Brüdern, den preussischen freien Riege und Romeike, die in oder bei Plutwinnen wohnen, ein Feld im Gebiete von Rudau überträgt gegen den von ihnen gezahlten Preis von 40 Mark Silber und eine Anerkennungsgebühr von einem Pfund Wachs, den sogenannten Markpfennig, und einen Denar kulmischer Währung. Die Beleihung war der Dank dafür, daß die Brüder in dem großen Preußenaufstande dem Orden die Treue gehalten hatten. In der Urkunde wird die Lage des den Brüdern zugetheilten Landes genau beschrieben, und aus der Grenzbeschreibung geht die Lage des „alten Lagers, das Nogympte genannt wird“, so sicher hervor, daß kein Zweifel besteht, daß der heutige Zinnenberg an der Rintau wirklich das alte Lager Nogympte ist<sup>3)</sup>. Wie schon erwähnt, wohnte Romeike, der außer seinem Bruder Riege noch einen Bruder Silbers hatte, in oder bei Plutwinnen. Schon 1261 hatten Romeike und Silbers 10 Familien aus der „villa Gierstenis“, dem heutigen etwa ein Kilometer von Plutwinnen entfernt liegenden Gersthene (früher Girsteinen genannt) als Sörige überwiesen bekommen. Das Land, das die Brüder Riege und Romeike 1274 erhielten, wird in der Urkunde des genannten Jahres mit seinen Grenzen wie folgt beschrieben: „Campum situm in Rudow taliter videlicet limitatum sicut fluvius descendit per silvam dictam Nuraude in alium fluvium, qui vadit ante situm antiqui castrum dicti Nogympte et exinde per ascensum vallis usque ad terminum villae dictae Ludenien et inde ulterius usque ad viam versus Cayme, ubi prata terminantur addicientes silvam dicto campo attinentem.“ Zu deutsch: „Ein Feld, das in Rudau gelegen und im ganzen begrenzt wird wie folgt: Sowie der Fluß hinabfließt durch den Nuraude genannten Wald in einen anderen Fluß, der seinen Weg nimmt gegen die Lage einer alten Befestigung,

<sup>2)</sup> Der Freyhen uff Samlandt Sandfesten, Ordensfoliant 107 S. 212, Preuß. Urkundenbuch Bd. I S. 218.

<sup>3)</sup> Vergl. auch Altpr. Monatschrift Bd. 32 S. 396 f. (Beckherra).



Nogympte genannt, und von dort gegen den Aufstieg des Tales bis zu der Grenze eines Meierhofs, genannt Ludenien, und dann weiter bis zum Wege gegen Cayme, wo die Wiesen begrenzt werden, die an dem Walde liegen, der an das genannte Feld stößt.“ Dieses so begrenzte Gebiet läßt sich in die Landkarte der Gegend um Plutwinnen ohne Schwierigkeiten einfügen, und danach ergibt sich auch die Lage der in der Urkunde erwähnten feste Nogympte. Der Wald, der Nuraude genannt wird, ist der heutige Forst Grünhoff. Aus ihm kommt der Bach, der an Gerstheden vorbeifließt und nordöstlich Plutwinnen in die Rintau mündet. Die Rintau nimmt ihren Weg weiter nach dem heutigen Zünenberg, den sie umfließt, um dann die Richtung gegen Kudau einzuschlagen. Die Grenze läuft weiter im Flußthal der Rintau bis zur Grenze des Meierhofs, der Ludenien genannt wird, und geht weiter gegen den Weg nach Cayme, wo sie wieder den Wald erreicht. Diese letzterwähnte Grenzziehung bleibt unsicher, weil es heute einen Meierhof Ludenien und ein Dorf Cayme in der dortigen Gegend nicht mehr gibt. Der Name Cayme könnte auf das am nördlichen Ausgange des Grünhoffer Forsts gelegene Dorf und Gut Dollkeim schließen lassen, wohin ein Weg von Maldaiten führt. Wenn sich aber auch an dieser Stelle die Grenzziehung nicht sicher verfolgen läßt, so besteht doch kein Zweifel, daß wir in dem heutigen Zünenberg die alte Burg Nogympte vor uns haben. Für die Bedeutung des Namens der Burg Nogympte fehlt die Erklärung. Der Name des Waldes Nuraude, aus dem der Bach kommt, der sich in die Rintau ergießt, ist preussisch und hängt vielleicht mit dem Worte zusammen, das in dem Ortsnamen von Kudau, früher Kawdaw, steckt und „Sumpf mit rötlichem eisenhaltigen Wasser“ bedeutet (vgl. Gerullis; Die altpreussischen Ortsnamen S. 145). Nuraude würde dann soviel als Sumpfwald bedeuten.

Wie sich aus einer Urkunde vom Jahre 1333 ergibt, ist in dieser Zeit der Name Nogympte für die Burg nicht mehr gebräuchlich gewesen. Die Burg führte damals den preussischen Namen Wosepile, zu deutsch Ziegenberg.

Zu erwähnen ist noch, daß Voigt in seiner Geschichte Preußens<sup>4)</sup> in der Burg Nogympte die Befestigung erblickt, die nach Dusburg von König Ottokar im Jahre 1254 im Gebiete von Kudau erobert wurde. Voigt hat hiermit wahrscheinlich Recht, wenn auch Dusburg die Burg, die Ottokar eroberte, nicht mit Namen nennt, sondern nur schreibt, daß Ottokar im Gebiete von Kudau den Preußen eine furchtbare Niederlage bereitet und dort (ibidem) ein Lager erobert hätte. Wenn aber auch Nogympte nicht die Burg sein sollte, in der sich die edlen Preußen ergaben, so wird sie doch in den Kämpfen mit Ottokar, wie eingangs erwähnt, eine wichtige Rolle gespielt haben.

Von dem Zünenberg berichtet die Sage<sup>5)</sup>, daß er früher zu den heidnischen Opferbergen gehört habe. Dort soll viel Spuk und Gespensterwerk umgehen. Auf ihm zeigt sich, wie erzählt wird, eine Frau. Ein Bauer ritt einmal auf den Berg, sie zu sehen und erblickte sie, wie sie ihr Haar kämmt. Sie redete ihn freundlich an und gab ihm etwas, was sie sich aus den Haaren ausgekämmt hatte. Der Bauer steckte das Geschenk in die Tasche, warf es aber dann fort. Er hätte es behalten sollen, denn zu Hause fand er noch einige Goldkörner, die in der Tasche zurückgeblieben waren. Vom Zünenberg erzählt man auch, wie von so vielen anderen Bergen, daß ein unterirdischer Gang aus ihm herausführe. Er soll auf die Burg in Kudau verlaufen sein.

<sup>4)</sup> Voigt, Geschichte Preußens Bd. 3 S. 82.

<sup>5)</sup> Reusch, Sagen des Preussischen Samlandes S. 70.

### III. Aus der Werkstätte der vorgeschichtlichen Forschung.

## Ostpreußische Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich.

Von W. Gaerte.

Wohl in keiner anderen Provinz ist die Vorgeschichtsforschung in so schwieriger Lage gewesen wie in Ostpreußen. Sie blickt auf einen dornenvollen Weg zurück. Es ist ihr wahrlich nicht leicht gewesen, in ihrer Arbeit mit anderen Bezirken des Reiches annähernd gleichen Schritt zu halten, wengleich sie, was Reichhaltigkeit und Menge der Fundstätten betrifft, den Wettbewerb mit jeder anderen Provinz aufnehmen konnte.

Diesem Reichtum an wertvollem Ahnenerbe stand leider nicht ein gleicher Reichtum an Mitteln gegenüber, um in gehöriger Weise Bergungs- und Forschungsarbeiten zu leisten zur Rettung der für die Kenntnis der Urzeit unserer Heimat so unschätzbaren Bodenerkunde. Erst im Jahre 1925 ward das Preussia-Museum, die Pflegestätte vorgeschichtlicher Altertümer, solange von der Altertums-gesellschaft Preussia betreut, öffentliche Anstalt, indem der Provinzial-Verband seine Verwaltung übernahm. Aber noch bis 1929 lag die ganze Arbeit der Untersuchungen und Grabungen innerhalb der Provinz, d. h. der 31 Kreise, allein in Händen des Verfassers, als einzigen hauptamtlichen Vorgeschichtlers. Die in diesem Jahre geschaffene Assistentenstelle brachte eine gewisse Entlastung. Dank der weitverzweigten, gut arbeitenden Einrichtung der nebenamtlichen Bodendenkmal-Pfleger im Lande (zumeist Lehrer), konnte trotzdem die Forschung auf einem einigermaßen befriedigenden Stande gehalten und sogar erfreulicherweise nicht unerhebliche Fortschritte Jahr für Jahr gemacht werden.

Das Dritte Reich kam. Hoffnung auf Besserung war sicherlich berechtigt. Denn welche Forschung konnte eher Förderung vom nationalsozialistischen Staate erwarten, wenn nicht die Urgeschichtswissenschaft, deren hervorragend nationale Bedeutung von jedem national Empfindenden schon vor der Machtübernahme längst erkannt und betont worden war! Der Nationalsozialismus hat denn auch sofort zu einem vornehmsten Volksbildungsmittel die Kenntnis der Ur- und Frühgeschichte des deutschen Volkes erhoben. Einer der ersten Erlasse des Ministers Rust zielte darauf ab, der Vorgeschichte im Schulunterricht den gebührenden Platz einzuräumen.

Auch für Ostpreußen, das am schwersten gekämpft, dämmerte ein neuer Tag herauf. An der Reichsuniversität zu Königsberg Pr. wurde eine ordentliche Professur für Vor- und Frühgeschichte errichtet; Freiherr v. Riehtofen, der neugewählte Führer des Fachprähistoriker-Verbandes Deutschlands, erhielt den Lehrstuhl. Die Urgeschichtsforschung des Ostens sollte ferner mit erheblicheren Mitteln bedacht werden, als es vorher geschehen war. Eine Um- und Einstellung auf den deutschen Osten ward deutlich spürbar.

Inzwischen hat auch der Oberpräsident von Ostpreußen, Gauleiter Koch, die Etatsmittel des Preussia-Museums erhöht und damit die Grundlage zu eindring-

licherer und umfangreicherer Forschungsarbeit erweitert. Gewiß konnten noch nicht alle Blütenträume reifen. Doch schon die bisherigen Unterstützungen, die seitens der Behörden der ostpreussischen Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich zugeflossen sind, haben erfreuliche Früchte gezeitigt.

Die Hilfe kam, als höchste Not drängte. Neue wirtschaftliche Maßnahmen hatten die Forschung vor neue erweiterte Aufgaben gestellt. Die Durchführung des Arbeitsbeschaffungsplanes unseres Oberpräsidenten und Gauleiters Koch verlangte eine verstärkte Aufklärungstätigkeit vornehmlich in den Führerschulen des Arbeitsdienstes. Die Frucht dieser Arbeit wurde bald offenbar. Meldungen von Fundstellen, die bei Wegebauten, Landverbesserungsarbeiten und sonst entdeckt wurden, häuften sich. Rasches Eingreifen war notwendig. Stets ergab sich ein erfreuliches Zusammenarbeiten mit dem Arbeitsdienst.

Das Arbeitsbeschaffungsprogramm brachte noch in einer anderen Beziehung der ostpreussischen Vorgeschichtsforschung erhöhte Arbeitstätigkeit. Die Wegebauten und Ausbesserungen an den Straßen benötigten in verstärktem Maße die Zerbeschaffung des im Lande befindlichen „Silbers“, des heimatlichen Steinmaterials. Schon früher hatte nach einem Ausspruch des Generalinspektors für Wegebau Todt 75 vom Hundert des Steinbedarfs die ostpreussische Erde selber geliefert. Was Wunder, daß in den verflossenen Jahren allorts das eifrigste „Steinebuddeln“ einsetzte, das auch heute noch anhält. Nur zu oft griff und greift man dabei die Steinpackungen an, die zum Bestande der Gräber aus der Vorzeit gehören. Verständnisvolle rechtzeitige Meldung von solchen beim Steinegraben entdeckten Fundstellen an das Prussia-Museum hat oft zum Glück das Schlimmste verhüten lassen. Hier hat es sich mit aller Deutlichkeit gezeigt, wie hoch eine eindringliche und umfassende Aufklärung zu werten ist, die womöglich auch den letzten Volksgenossen erfasst, damit er Kenntnis hat von dem Vorhandensein und der Bedeutung des Ahnenwertes im Heimatboden.

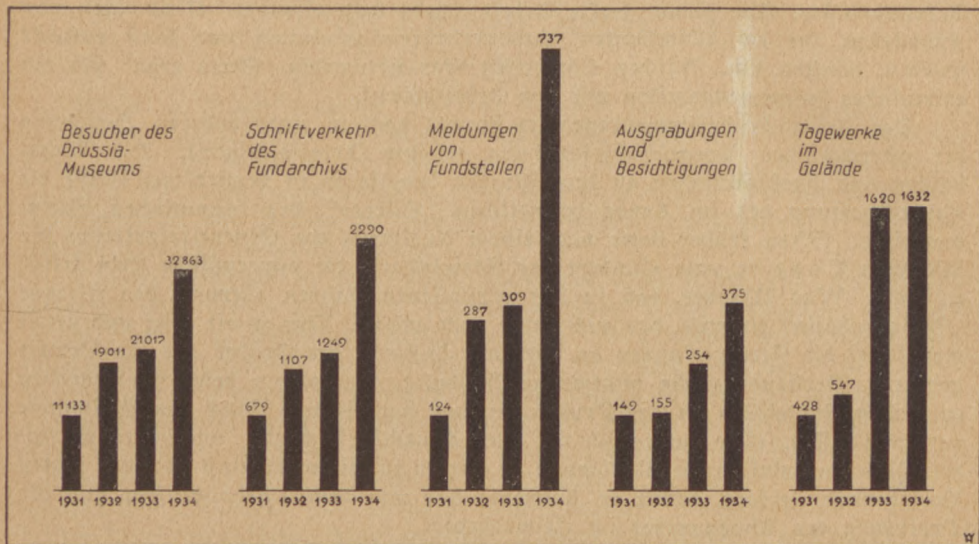
Um die Aufklärung kräftig zu fördern, wurde vom Prussia-Museum ein bebildertes Merkblatt: „Schützt die vorgeschichtlichen Bodendenkmäler“ herausgegeben, das in rund 5000 Stück innerhalb der Provinz zur Verteilung gelangte. Eine vom Verfasser zusammengestellte Lichtbildserie über ostpreussische Urgeschichte ist hauptsächlich für den Schulunterricht bestimmt (vgl. Altpreußen, Heft 1, S. 51 ff. — Bohnsack). Landjäger, parteipolitische Organisationen und Bauernschaft wurden durch Vorträge erfasst. Die seit Jahren geschulten Pfleger wirkten hierbei in erfolgreicher Weise mit.

Zwar kamen hier und da noch Fehlgriffe und Zerstörungen des unersetzlichen, wertvollen Gutes unserer Altvordern vor. Sätten alle jene es nur gewußt, daß der Forscher bei rechtzeitiger Meldung von Funden ihnen die Grabsteine aus dem Boden holt, ohne daß sie auch nur den Finger zu rühren und Arbeit und Schweiß daran zu setzen brauchen: manches wäre gerettet und sicher für die Heimatwissenschaft geborgen worden. Die hohe Zahl der Meldungen beweist aber andererseits, wie rege im allgemeinen die Volksgenossen auf dem Lande an den in ihrem Acker ruhenden Überresten einer vergangenen Kultur und so an der Vorgeschichte ihrer Heimat Anteil nahmen.

Welche erfreulich starke Anteilnahme im Dritten Reich der heimatlichen Urgeschichte entgegengebracht wird, zeigen u. a. auch die hohen Teilnehmerziffern der zwei in den Jahren 1933 und 1934 vom Verfasser geleiteten Schulungslehrgänge für Vorgeschichte, die der Nationalsozialistische Lehrerbund des Gaues Ostpreußen in Königsberg veranstaltete. 93 Lehrkräfte aus allen Teilen der Provinz zählte

der erste Kursus, während die zweite Arbeitsgemeinschaft von Angehörigen nur Königsberger Schulen sogar rund 200 Teilnehmer vereinigte.

So sind die ersten Jahre ostpreussischer Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich dahingegangen voller Arbeit, aber auch gesegnet mit Erfolgen. Zuversichtlich blicken wir in die Zukunft. Sie wird hoffentlich die Erfüllung dessen bringen, was lange ersehnt und was Ostpreußen verdient: Eine Denkmalpflege für Urgeschichte von vorbildlicher Art, mit hinreichenden Mitteln ausgestattet.



Vergleichende Übersicht über Arbeitsgebiete des Prussia-Museum und der vorgeschichtlichen Denkmalpflege, die Jahre 1931—34 umfassend. Als besonders bemerkenswert fällt die durchgehende starke Steigerung für das Jahr 1934 ins Auge. Leider konnten die „Ausgrabungen und Besichtigungen“ bei weitem nicht das Gleichgewicht halten den „Meldungen von Fundstellen“, was in dem Mangel an Mitteln und Kräften seinen Grund hat.

## Veranschaulichung der Vorgeschichte im Schulunterricht.

Hans-Lütjen Jansen.

Amtliche Stellen haben heute der Vor- und Frühgeschichte einen bedeutsamen Platz auch im Unterricht der Schulen eingeräumt. Die Forschungsergebnisse der hervorragend nationalen Wissenschaft, wie sie unser Altmeister Gustaf Kossinna nannte, werden in ihrer Bedeutung auch den Schülern berichtet.

Für die Veranschaulichung der Vorgeschichte im Unterricht kommt nun eine große Reihe von Möglichkeiten in Frage.

Da Urstücke in ein Museum gehören und in einigen Fällen höchstens ein bis zwei Tage nach der Auffindung (z. B. durch einen Schüler) einmal in der Schule

bleiben können, so muß man sich mit Hilfsmitteln begnügen, von denen es allerdings eine ganze Reihe wertvoller Möglichkeiten heute schon gibt.

Wenn man zunächst einmal nur Bilder als Anschauungsstoff wählt, dann kann man den Schülern raten, die bebilderten Zeitschriften, die ihnen in die Hände kommen, auf entsprechende Aufsätze durchzublättern, die Abbildungen auszuschneiden, auf Zettel zu kleben und mit kurzen Angaben (Fundort, Fundart, Zeit, Kultur) zu versehen.

Mit Bieneneweifer, das steht von vornherein fest, werden sich die Schüler dann auf die praktische Auswertung dieser Möglichkeit stürzen. Notwendig ist bei einer solchen Bildauschnittsammlung, die Quelle jeweils mit anzugeben; die Stelle der Veröffentlichung muß genau, auch mit Tag und Jahr, vermerkt werden, um für eine etwaige Nachbestellung die nötigen Unterlagen gleich bei der Hand zu haben, z. B. wenn Bekannte das gleiche Bild womöglich erwerben wollen.

Für die Frage des Bildanschauungsstoffes ist nun von besonderer Bedeutung, nicht nur Altertümer im Bilde zu haben, sondern daneben ebenso stark Vorlagen, die die Verwendungsart der Gegenstände zeigen. Das Hauptgewicht lege man daher immer auf die Anschaulichkeit. Wenn die Dinge nicht kindertümlich gestaltet werden, wirken sie nicht und erreichen nicht die Bedeutung, die ihnen zukommt.

Wer sich an einzelne Lehrmittelgeschäfte wendet und dort nach Vorlagen für den Unterricht der Vorgeschichte fragt, der wird sich dann am besten gleichzeitig immer erkundigen, in wessen Händen die fachmännische Beratung gelegen hat. Nur dann kann man überprüfen, ob einem brauchbare Sachen vorgelegt werden.

Eine Reihe von Lehrmittelgeschäften hat Wandbilder, die Altertümer oder Lebensbilder als Vorlage enthalten, herausgebracht. Sie sind zum Teil recht gut zu gebrauchen. Mag man im einzelnen vielleicht auch nicht mit allem einverstanden sein, so kann die Gesamtwirkung doch durchaus wertvoll und richtig sein. Erwähnenswert sind hier besonders die Lebensbilder des Verlages Wachsmuth in Leipzig, die im großen und ganzen als Anschauungsbilder (auch als Klassenbilder) gut zu verwenden sind.

Wichtig ist bei der gesamten Frage der Anschauungsbilder, daß in allererster Linie Bilder berücksichtigt werden, die für die Provinz, also beispielsweise für Ostpreußen, Gültigkeit haben. Weiter sollten hier auch zuerst die Firmen der Provinz unterstützt werden, da diese z. B. in Ostpreußen mit fachmännischer Beratung arbeiten. Wir werden sie weiter unten noch gelegentlich erwähnen.

Manche Schule hat heute einen Lichtbildwerfer und kann somit auch die Lichtbilder im vorgeschichtlichen Unterricht verwenden. Hier gibt es eine Fülle von Lichtbildreihen, teils gut, teils weniger gut\*). Von den größeren Geschäften seien nur zwei genannt: Franz Stoedtner, Berlin, und E. A. Seemann, Leipzig.

Diese beiden Geschäfte arbeiten mit fachmännischer Beratung. Ihre Bildauswahl berücksichtigt u. a. auch Ostpreußen. Sie ist als gut zu bezeichnen. Auch der Verlag Gräfe und Unzer hat eine Reihe von Lichtbildern herausgebracht, die für den Unterricht der Vorgeschichte gut zu gebrauchen sind\*\*).

Was nützt einem nun aber das schönste Bild, wenn man die Dinge nicht wenigstens in einem Museum gesehen und auch einmal in der Hand gehalten hat. Wenn die Schüler sehen, daß beispielsweise ein nordischer Feuersteindolch

\*) Siehe hier auch W. Hansen, Anschauungsbilder für den Vorgesichtsunterricht, Die Volksschule, J. 12. 1931, S. 852 ff.

\*\*\*) Vergl. Ostpreußen, 1935, Heft 1, S. 52.

genau so gut in der Hand liegt oder genau so gut zu gebrauchen ist wie ein Fahrtenmesser, dann haben sie sofort Verständnis für die Dinge und damit auch für die Altertümer der Heimat.

Es besteht hier nun u. a. für Ostpreußen die Möglichkeit, Nachbildungen von Altertümern aus den verschiedensten Zeitabschnitten beim Prussia-Museum in Königsberg käuflich zu erwerben. Verdienstvollen Denkmalpflegern und Mit Helfern an der Landesvorgeschichte, Männern, die wertvolle Fundstellen rechtzeitig melden oder kostbare Einzelaltertümer mit gutem Fundbericht abliefern, kann auf Wunsch auch einmal ein solcher Anschauungskasten<sup>\*\*\*)</sup> als Geschenk verabfolgt werden. Das Geschenk wird ihm dann gewiß ein Ansporn sein, weiter kräftig die Landesdenkmalpflege zu unterstützen.

An dieser Stelle sei ferner noch auf die anschaulichen Halbflachbilder des Lehrmittelvertriebes Pfeil, Königsberg i. Pr., hingewiesen, die unter fachmännischer Beratung entstanden sind. Diese Bilder veranschaulichen den Entwicklungsgang der einzelnen Altertümer in lebendiger Weise. Eine ganze Reihe von Grabbildern, Vorlagen, wie „Schäftung der Beile“ oder „Von der Sacke zum Pflug“, dienen dem Lebendigwerden der Kulturen der Vorzeit.

In ihrer allgemeinen Darstellungsart haben sie auch über die Grenzen Ostpreußens hinaus ihren besonderen Wert als Anschauungsbilder.

Von besonderer Bedeutung wird bei dem Unterricht der Vorgeschichte in der Schule u. a. die Frage nach der Entstehung des Sakenkreuzes sein. Eine ganze Reihe von Schriften und Anschauungsbildern sind hier entstanden, von denen



Gerätformen der Bronzezeit. Modellserie: Bronzezeit.

leider sehr viele auch nicht zu gebrauchen sind. Wegen ihrer Mangelhaftigkeit möchten wir hier besonders vor den Büchern und Anschauungsbildern, die von Scheuermann herausgegeben sind, warnen. Es geht z. B. nicht an, daß man, insbesondere der Jugend, nicht haltbare Dinge vorsetzt, die auf unwissenschaftlichen Arbeiten, z. B. von German Wirth, aufgebaut sind. Wichtig ist hier natürlich wieder, die Altertümer im Urstück oder einer guten Nachbildung vor Augen zu haben. Hier muß nun ein unter fachmännischer Beratung entstandener Sakenkreuz-

\*\*\*) Vergl. das Bild und die Abb. in *Altpreußen*, 1935, Heft 1, S. 55.

Kasten, der eine Auswahl guter Vorlagen enthält und in seiner Art einzigartig ist, besonders erwähnt werden. Eine Begleitschrift bringt kurz die wichtigsten Angaben über die Entstehung und Geschichte des Hakenkreuzes. Dieser, von dem Lehrmittelvertrieb E. Pfeil herausgegebene Kasten „Das Hakenkreuz im Wandel der Jahrhunderte“ dürfte eigentlich in keiner Schule fehlen, da er einen guten Überblick über die verschiedene Verwendungsart des Hakenkreuzes als Sinnbild gibt. Die Altertümer mit Hakenkreuzen vermitteln darüber hinaus weiter einen guten Einblick in die Altertümer der Vorzeit überhaupt. Die kurzen Ausführungen in der Begleitschrift erläutern diese Dinge.

Für die Vervölkstümlichung der Vorgeschichte und den Unterricht in diesem bedeutsamen Fach gibt es also heute schon eine ganze Reihe von guten Lehrmitteln. Man wolle sich bei der Verwendung des Anschauungsstoffes aber immer vor Augen halten, daß man in erster Linie Altertümer als Vorlagen nimmt, die in der Heimat vorkommen. Weiter berücksichtige man besonders stark die Verwendung der Altertümer im täglichen Gebrauch und achte auf die Zweckbestimmung der Dinge. Erst so werden sie lebendig und kindertümlich und sind für den Unterricht in der Vorgeschichte zu gebrauchen.

## Vor- und frühgeschichtliches Schulungslager in Lärchwalde bei Elbing.

Hans-Lütjen Jansen.

Ein für die Provinz bedeutsames Schulungslager veranstaltete vom 12. bis 16. Juni zusammen mit dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht im Auftrage des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte das Seminar für Vor- und Frühgeschichte der Albertus-Universität zu Königsberg unter der Führung von Prof. von R i c h t h o f e n und der technischen Leitung von Bannführer K r a u s e.

Eine große Zahl von Teilnehmern aus der ganzen Provinz Ostpreußen war in der Gauführerschule in einem frischen Lagerbetrieb zusammengefaßt. Neunzehn Vorträge berichteten über das weite Gebiet der Vor- und Frühgeschichte. In einer Reihe von Aussprachen wurden die vorgetragenen Dinge weiter vertieft. Besonders die Gebiete „Vorgeschichte und Schule“, „Vervölkstümlichung der Vorzeitkunde“, „Mitarbeit der Lehrerschaft an der Bodendenkmalpflege“ standen hierbei u. a. im Vordergrund der Arbeit.

Am Vormittag wurden durchweg drei, am Nachmittag zwei Vorträge gehalten, und zwar der Reihenfolge nach mit folgenden Überschriften:

Dr. Jansen, Der Gegenwartswert der deutschen Vor- und Frühgeschichtsforschung,

Prof. von R i c h t h o f e n, Die Arbeitsweise der deutschen Vor- und Frühgeschichtsforschung,

Dr. Jansen, Schrifttum zur deutschen Vor- und Frühgeschichte,

Dr. Jansen, Lehrmittel für den Unterricht der deutschen Vor- und Frühgeschichte,

Prof. von R i c h t h o f e n, Wie arbeiten wir an der Vor- und Frühgeschichtsforschung der Heimat mit,

Prof. Ehrlich, Die nordische Kultur der jüngeren Steinzeit in Ostpreußen,  
 Prof. von Richtofen, Altgermanische Kulturhöhe,  
 Prof. von Richtofen, Die Nachbarvölker der Altgermanen,  
 Dr. Neugebauer, Die Frühgermanen in Ostdeutschland,  
 Dr. Sarmjanz, Die Siedlungsverhältnisse in Altpreußen,  
 Dr. Bohnsack, Die Burgunden,  
 Dir. Dr. Gaerte, Wandalen und Goten in Ostdeutschland,  
 Dr. Kleemann, Die Wikinger,  
 Dr. Neugebauer, Die Bedeutung der germanischen Reiche am Mittelmeer,  
 cand. praehist. Seym, Litauische Geschichtslügen über Ostpreußens früheste Ver-  
 gangenheit,  
 Dr. Jansen, Germanische Überlieferung in Festen und Volksbräuchen,  
 Rektor Lohnke, Vorgeschichte und Schule,  
 Prof. Krause, Was man in Runen ritzte,  
 Prof. Krause, Staat, Familie, Religion auf Grund der altgermanischen Quellen.

Eine Ausstellung vorgeschichtlichen Schrifttums und vorgeschichtlicher Lehr-  
 mittel (durch den Lehrmittelvertrieb E. Pfeil, Königsberg) wurde während der  
 ganzen Zeit in einem gesonderten Raum veranstaltet.

Am 14. Juni marschierte der gesamte Lehrgang zur Grabungsstelle an der  
 frühgermanischen Burg Tolkemita. Der Leiter der Ausgrabung, Prof. Ehrlich,  
 gab uns hier an Sand der Ausgrabung einen guten Einblick in die Welt dieses  
 Zeitabschnittes und die Technik einer sorgfältigen Burgwall- und Siedlungs-  
 grabung. Eine anschließende Wanderung beschloß den erlebnisreichen Tag.

Nachdem man in den Vorträgen, die zum größten Teil durch Lichtbilder lebendig  
 gestaltet wurden, über die Arbeitsweise und Bedeutung der Vorgeschichtsforschung,  
 über die einzelnen Volkskulturen der Vorzeit, besonders der Ost- und Nord-  
 germanen, von der Bedeutung der Vorgeschichte für die Grenzlandarbeit und auch  
 vom Brauchtum der Vor- und Frühzeit das Wesentlichste gehört hatte, wurden die  
 Einzelheiten dann mit einer Führung durch das Museum in Elbing noch weiter  
 veranschaulicht und vertieft. Der Kameradschaftliche Ton hatte die Tagungs-  
 teilnehmer schon bald einander näher gebracht. Man hatte in diesem Lagerbetrieb  
 auf vorgeschichtlichem Gebiete wieder den besten Beweis, daß das Lager die beste  
 Einrichtung für eine gute Schulungsarbeit ist. Es hat auch hier wieder einmal  
 starke, gesunde Früchte getragen.



## IV. Kleine Mitteilungen.

## Der Maibaum.

Der alte Brauch, in der Maienzeit einen geschmückten Baum (den Maibaum) aufzustellen, ist noch heute in Deutschland zu finden, man begegnet ihm so zum Beispiel in Niederdeutschland an verschiedenen Stellen. Darüber hinaus hat er aber auch in vielen anderen Ländern seinen Platz und mannigfaltige Bräuche knüpfen sich an seine Errichtung. Die Maibaum-Sitten lassen sich durchweg auf eine Grundform zurückführen; zu dieser sind dann, je nach Zeit und Landschaft verschieden, Einzelheiten hinzugetreten. In der heutigen Zeit lebt diese Sitte wieder auf und Volksgut, das zu verschütten drohte, bleibt so der Nachwelt erhalten.

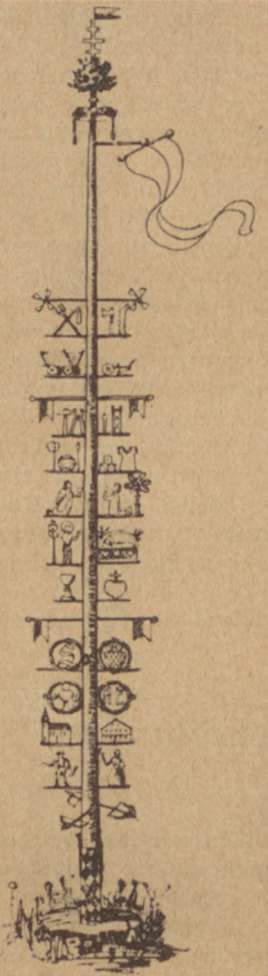
Die Grundform ist etwa diese: Am ersten Maitag, zu Ostern (Ostersonntag oder -montag), aber auch vor und nach Ostern und zu Pfingsten, also zu einer Zeit, in der es Frühling wird, zieht eine Schar junger Leute in den Wald hinaus, haut dort einen jungen Baum um (vornehmlich eine Birke, daneben aber auch Fichte, Linde, Eberesche), schmückt ihn mehr oder weniger aus und bringt ihn ins Dorf. Hier wird er auf einem Platze aufgesteckt, worauf man um ihn tanzt.

Unter den vielen Einzelheiten des Brauches sei nur zu erwähnen, daß die Maibäume in feierlichem Umzuge von Haus zu Haus getragen werden (wohl eine Abänderung des ursprünglichen Eingrabens). Eier, Wurst, Speck werden den Sängern geschenkt und dann von der ganzen Schar in den Tanzpausen gemeinsam verzehrt.

Dies Umhertragen findet sich u. a. besonders in einigen lüneburgischen Dörfern. — Im braunschweigischen Amte Salder ist der Maibaum ein mit jungem Birkenlaub geschmückter Pfahl, um den man Reigen tanzte.

War der Maibaum sehr hoch, so konnte man ihn erklettern, um der bunten Bänder und Schnupftücher habhaft zu werden, die an den Zweigen des Maibaumes hingen.

An vielen Orten wurde der Maibaum nicht alle Jahre gewechselt, sondern blieb einige Jahre stehen. Zum Zeichen, daß es sich nicht um eine



Maibaum aus Ellbach, Amt  
Tölz, Bayern.  
(Nach Fehle, Deutsche feste  
und Volksbräuche, Abb. 18.)

leblose Stange handelt, sondern um einen grünen, aus dem Walde gebrachten Baum, umwickelte man die Wipfel dann jeweils mit grünen Ästen.

Der Maibaum und der Maibusch schmückt an vielen Stellen auch die Kirche, ja selbst die Städte haben schon früh die alte Landssitte übernommen und den Maibaum in der Stadt aufgepflanzt.

Wir begegnen dem Grundgedanken des Maibaumbrauches als Frühlingsfeier bei sehr verschiedenen Völkern. In Peru tritt an die Stelle der Birke, Tanne und anderer die Maisstaude („Pirna“), die nun ihrerseits verehrt, geschmückt und als segensbringend angesehen wird. — Nördlich von Peru, bei den Zapoteken Mexikos, besteht ein ähnlicher Brauch. — In Indien pflegt man die schönsten Baumwollsträucher als „Maibaum“ anzusehen. — Bei den Tscherkessen des Kaukasus spielt diese Rolle der Birnbaum. — Im Kulte der Mittelmeerländer wird der Maibaum durch den Lorbeerbaum vertreten. — Auch in vielen weiteren europäischen Ländern, so u. a. in Skandinavien, England, Spanien, finden wir diese Frühlings-sitte.

Aus der germanischen Bronzezeit kennen wir eine ganze Reihe von Felszeichnungen, besonders aus Südschweden, die Baumzeichnungen enthalten und zum Teil sicher in Zusammenhang mit dieser Frühlings-sitte stehen. Wir wissen, daß die Felsbilder größtenteils Darstellungen des Volksglaubens enthalten, die vom Brauchtum des germanischen Bauern künden. Eine große Rolle spielt in diesen Bildern der Jahreslauf und seine mannigfaltigen Gepflogenheiten, und es dürfte aus diesem Grunde durchaus anzunehmen sein, daß mancher dargestellte Baum (es sind fast ausschließlich immergrüne Bäume, die also besonders stark sind, da sie den Winter überdauern) in der Darstellung die Rolle eines Maibaumes spielt.

Beim Maibaumbrauch handelt es sich um den Gedanken des heilbringenden Sommergottes<sup>1)</sup>. Die Menschen finden an der Ankunft des Frühlings und an dem Verschwinden des Winters so viel Freude, daß sie die Verkörperungen des Wechsels der Jahreszeiten, die Bäume, dicht belaubt, ästereich, also von Lebensstärke frozend, ins Dorf bringen. Außerdem trug man große Zeige auch in die einzelnen Häuser und stellte sie vor die Tür oder brachte den Maibusch auf dem Dachfirste oder auf dem Misthaufen an. Das Vorhandensein dieses Baumes brachte Segen für das Gedeihen der Saaten, für die Fruchtbarkeit der Herden und förderte daneben den Wohlstand der Familie.

Hans-Lütjen Jansen.

## Landnahme oder Zwangs-siedlung?

Hans-Lütjen Jansen, Königsberg Pr.

Aus Verhältnissen der frühgeschichtlichen Zeit wissen wir, daß bei der Verlagerung des Siedlungsraumes unterschieden werden muß zwischen Landnahme und Zwangs-siedlung, z. B. in der Geschichte der Franken oder des Deutschen Ritterordens. Man darf in der Frühzeit nicht mit einer so dichten Bewohnung der Lande rechnen wie heutzutage, und gerade bei Beachtung dieser Tatsache sollte man scharfer trennen zwischen Landnahme und Zwangs-siedlung. Um hier von

<sup>1)</sup> Vgl. zu dieser Frage u. a. E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 518) und H. Zahne, Vom deutschen Jahreslauf und Brauch (Deutsche Volkheit), Jena o. J.

vornherein Mißverständnisse auszuschalten, sei bemerkt, daß dieses zunächst natürlich nur für frühgeschichtliche Verhältnisse gilt. Früher, in der Völkerwanderungszeit oder den davorliegenden Jahrhunderten, gab es nur vereinzelt Völker, die in einem bestimmten Siedlungsraum lange Zeit saßen und sich in aller Ruhe um innen- und außenpolitische Dinge kümmern konnten. Es war eine Zeit der Gärung. Landnot zwang die Stämme oft, ihren Siedlungsraum zu erweitern oder zu verändern. Bei einem so gearteten Volkskörper ist natürlich ein ganz anderer Maßstab anzulegen als in der geschichtlichen Zeit, wo die großen Stammeswanderungen ein Ende gefunden hatten.

Bei dem Vordringen eines Stammes in ein bewohntes Gebiet brauchen die Neuankömmlinge nach ihrem Festsetzen nicht immer gleich das Herrenvolk zu sein. Eine entwickeltere und lebenskräftigere Kultur wird sich immer durchsetzen. Sie kann fremde Kulturbestandteile in sich aufnehmen und dadurch angeregt werden, verarbeitet diese aber immer selbständig. Unter Beachtung dieser Gelegenheiten sollte man von einer Landnahme nur dann reden, wenn das neu-angekommene Volk auch zugleich zum Herrenvolk in den neuen Wohngebieten wird, d. h. sich mit vollem Recht auf dem neuen Besitz und mit Beibehaltung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zustände ansiedelt. Eine bloße Ansetzung, eine Zwangssiedlung ist etwas ganz anderes. Diese Zwangssiedlungen erfolgten z. B. „unter den Merowingern, Karolingern und in der sogenannten Kaiserzeit (0—400 n. Chr.)<sup>1)</sup> durch die Könige während und nach den Kriegen mit den Slaven, um diese durch Umsiedlung unschädlich zu machen. Weil die Klöster und Großgrundbesitzer zur Bewirtschaftung ihrer Güter, der Grundherrschaften, billige Knechte brauchten, besorgten sie sich gern Slaven.“

Das neu angekommene Volk wird bei einer Zwangssiedlung also in seinem alten Recht stark beschränkt, muß Steuern zahlen und zum Teil auch Menschen zum fremden Heeresdienst zur Verfügung stellen. Die Ansetzung eines Stammes in einem neuen Gebiet kann von seinem Besitzer unter den obigen Gründen natürlich auch planmäßig betrieben werden. Ein rein mengenmäßiges Übergewicht braucht hierbei gar nicht immer von ausschlaggebender Bedeutung zu sein. Es kann ein kleiner, der Kultur nach hochstehender Stamm sehr wohl Herr über eine große Menschengruppe fremder Kultur bleiben. — So sollte man auch auf Grund des Vorkommens einzelner frühgeschichtlicher Altertumsfunde nicht gleich von einer Landnahme sprechen. Erst wenn in allen Kulturerscheinungen (Siedlung, Altertümer und Grabbrauch) eine Einheitlichkeit und starkes Überwiegen sich zeigt, dann können wir von einer Landnahme reden. Ist dieses nicht zu erweisen, d. h. sind die obigen Voraussetzungen nicht erfüllt, dann haben wir nur mit einem Kultureinfluß ohne Stammeswanderung oder gelegentlich auch mit einer Zwangssiedlung zu tun.

<sup>1)</sup> Paul, Rassen- und Raumgeschichte des Deutschen Volkes, S. 266 (mit weiteren Schrifttumsangaben).

## V. Buchbesprechungen.

Fritz Geschwendt, Handbuch für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland. Unter Mitwirkung von Schulmännern und Vorgeschichtsforschern. Breslau (Ferdinand Sirt) 1934.

Durch die nationalsozialistische Revolution ist heute der Vervölkstümlung der Vorgeschichte erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet worden. Das Wissen um unser deutsches Ahnenerbe soll in breiteste Volkskreise getragen werden. Die zuständigen Stellen veranstalten daher überall Schulungs- und Einführungskurse, um das Verständnis für die heimische Vor- und Frühgeschichte zu fördern. Hier ist immer wieder der Ruf nach einem Handbuch, einem Leitfaden für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte, vor allem in den Schulen, laut geworden. Diesem Wunsche ist nun von dem wohl besten Kenner des Gebietes „Vorgeschichte und Schule“, entsprochen worden, und zwar in einer so hervorragenden Weise, daß diesem Buche die weiteste Verbreitung gewünscht werden muß.

Vor- und Frühgeschichte muß wegen ihrer Bedeutung für die rassistischen und kulturgemäßen Verhältnisse des deutschen Volkstums in allen Schulen gelehrt werden. Wissenschaftliche Werke, die meist eine große Summe von Fachkenntnissen voraussetzen und von Fachausdrücken wimmeln, helfen hier nicht weiter. Eine Anzahl vorgeschichtlicher Werke, die aus der Feder von Nichtfachleuten stammt und nur Schaden anrichtet, gehört teilweise sogar in das Gebiet des nationalen Kitsches.

Der Herausgeber, Dr. Geschwendt, ein erfahrener Schulmann, hat sich seit langen Jahren durch Wort und Schrift in erster Linie der Vervölkstümlung der Vor- und Frühgeschichte gewidmet; er steht daneben als Abteilungsleiter am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalspflege, Breslau, in steter Verbindung mit einer Anzahl von Fachgenossen. Zu begrüßen ist weiter, daß für die Ausgestaltung des Buches die Erfahrungen von auf diesem Gebiete bewanderten Schulmännern mit herangezogen wurden. Die Gliederung des Stoffgebietes geschah nach folgenden Leitätzen: Einführung in die Aufgaben und Wege der Vorgeschichtsforschung. — Richtlinien und Vorschläge für Lehrpläne. — Winke zur Veranschaulichung. — Unterrichtsbeispiele.

Besonders der letzte Teil der Arbeit ist durch eine Anzahl von Lehrbeispielen (teilweise mit Schülerzeichnungen) in Form von Unterrichtsstunden, Wechselgesprächen usw. sehr inhaltsreich. In einer großen Zahl von Belegen kommt die Kulturgeschichte, Rassenkunde, Stammesgeschichte und Siedlungskunde der Vorzeit zu ihrem Recht. Ein Abdruck der gesetzlichen Bestimmungen über den Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler und eine Schrifttumsliste geben dem Buche eine gute Abrundung.

Im Titel heißt es zwar „Vorgeschichte in Ostdeutschland“, doch der Inhalt ist teilweise allgemein, daß dieses Buch heute in keiner deutschen Schul- oder Lehrerbücherei fehlen darf. Auch Ostpreußen ist in den Beispielen des Sammelbandes mit berücksichtigt.  
Hans-Lüttjen Jansen.

Gustav Paul, Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes.

478 Seiten mit 80 Abbild. J. F. Lehmanns Verlag, München 1935.

Um es gleich zu Anfang zu sagen: Dieses ungeheuer vielseitige und anregende Werk ist nicht nur ein ganz neuer Versuch, sondern eine außerordentlich stark zu begrüßende Leistung. Den Blick für rassenkundliche Fragen verdankt der Verfasser

Sans J. K. Günther. Aber auch Untersuchungen aus dem Bereich der vielen anderen in Betracht kommenden Gebiete sind gründlich mit berücksichtigt. Schon die Einleitung zeigt den Verfasser als einen gewissenhaften und anregenden Forscher. Bei allem erfreulichen Mut zum zusammenfassenden Gestalten ist er sich nämlich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe voll bewusst und bittet bescheiden um Nachsicht für durch diese Schwierigkeiten bedingte Lücken und Einzelsehler seines Buches. Wie leicht machen es sich jetzt sonst oft demgegenüber Nichtkenner und Schwarmgeister, zusammenfassende Bücher über wissenschaftliche Fragen mit kulturpolitischen Zielen zu schreiben. Letzten Endes schaden sie damit nur der Durchführung der Aufgaben, der meist ihre Bücher nützen sollen. Ganz anders Paul. Er hat es auch mit Recht nicht verschmäht, sich für verschiedene ihm selbst wenig vertraute Sondergebiete von einigen in der Einleitung genannten anderen Wissenschaftlern beraten zu lassen. Eine neue Auflage soll, wie Dr. Paul mir freundlichst mitteilt, dazu später möglichst auch noch Anregungen von anderer Seite zur ersten Auflage mit verarbeiten. Über die näheren Ziele seines Werkes hören wir hier am besten auszugsweise kurz Paul selbst. Er sagt u. a.:

„Freilich habe ich mich erst nach langem Zögern zur Drucklegung entschlossen und hätte am liebsten noch ein paar Jahre damit gewartet. Stellt doch diese Arbeit den ersten Versuch der Darstellung einer Geschichte der Rassenveränderungen des deutschen Volkes und seiner germanischen Ahnen auf geopolitischer Grundlage dar. Und sind doch die Schwierigkeiten, welche die Bewältigung eines solchen Themas mit sich bringt, wahrlich gewaltig.“

„Sie liegen zunächst in den Grenzen meines eigenen Wissens gegenüber einem ungeheuren vieltausendjährigen Geschehen. Denn auf der einen Seite ist ein riesenhafter, fast unübersichtbarer Stoff in zahllosen Büchern, von den in den Zeitschriften vergrabenen Aufsätzen ganz zu schweigen, aufgespeichert. Auf der anderen Seite aber wurde dieser, vor allem die Quellen, noch niemals auf seine Verwertbarkeit und Bedeutung für die Rassen- und Bevölkerungsgeschichte geprüft oder gar ausgebeutet. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat nämlich meines Wissens noch kaum jemals die Frage aufgeworfen, ob und inwiefern unser Volk als Ganzes oder auch die Bevölkerung in den deutschen Ländern, Stämmen, Landschaften, Gauen, Städten und Dörfern noch dasselbe sind wie etwa 1850, 1750, 1650 oder noch weiter rückwärts. Vielmehr rechnet sie unentwegt mit „dem“ deutschen Volk als einer stets sich gleichbleibenden Größe.“

„Aber zu dieser Massenhaftigkeit eines noch kaum verarbeiteten Stoffes kommt eine zweite große Schwierigkeit für den Darsteller hinzu: Die starke innere Verschiedenheit der einzelnen Stoffgebiete, die es zu einem Ganzen zusammenzusehen gilt.“

„Aus diesen Gründen ist vorerst einmal nur die Aufführung eines Notbaues möglich. Später wird es dann nötig sein, daß von den verschiedensten Wissenschaften her die Bausteine zubehauen und herbeigetragen werden, um jenes Notgebäude durch einen stattlichen Palast ersetzen zu können. Es erscheint vor allem einmal dringend notwendig, daß wir durch Bestandaufnahme der rassenmäßigen Beschaffenheit der heutigen Bevölkerung zuverlässige Rassenkarten der deutschen Landschaften bekommen, wozu ja die bis jetzt erschienenen elf Bände der von Eugen Fischer herausgegebenen „Deutschen Rassenkunde“ einen vielversprechenden Auftakt bilden. Erst dann wird es möglich sein, eine Erklärung der jetzigen rassischen Verteilung aus den geschichtlichen Schicksalen zu versuchen. Ferner müssen zur Erreichung dieses Zieles auf der einen Seite die Naturwissenschaften

## V. Buchbesprechungen.

Fritz Geschwendt, Handbuch für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland. Unter Mitwirkung von Schulmännern und Vorgeschichtsforschern. Breslau (Ferdinand Sirt) 1934.

Durch die nationalsozialistische Revolution ist heute der Vervölkstümlung der Vorgeschichte erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet worden. Das Wissen um unser deutsches Ahnenerbe soll in breiteste Volkskreise getragen werden. Die zuständigen Stellen veranstalten daher überall Schulungs- und Einführungskurse, um das Verständnis für die heimische Vor- und Frühgeschichte zu fördern. Hier ist immer wieder der Ruf nach einem Handbuch, einem Leitfaden für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte, vor allem in den Schulen, laut geworden. Diesem Wunsche ist nun von dem wohl besten Kenner des Gebietes „Vorgeschichte und Schule“, entsprochen worden, und zwar in einer so hervorragenden Weise, daß diesem Buche die weiteste Verbreitung gewünscht werden muß.

Vor- und Frühgeschichte muß wegen ihrer Bedeutung für die rassistischen und kulturgemäßen Verhältnisse des deutschen Volkstums in allen Schulen gelehrt werden. Wissenschaftliche Werke, die meist eine große Summe von Fachkenntnissen voraussetzen und von Sachausdrücken wimmeln, helfen hier nicht weiter. Eine Unzahl vorgeschichtlicher Werke, die aus der Feder von Nichtfachleuten stammt und nur Schaden anrichtet, gehört teilweise sogar in das Gebiet des nationalen Kitsches.

Der Herausgeber, Dr. G e s c h w e n d t, ein erfahrener Schulmann, hat sich seit langen Jahren durch Wort und Schrift in erster Linie der Vervölkstümlung der Vor- und Frühgeschichte gewidmet; er steht daneben als Abteilungsleiter am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalspflege, Breslau, in steter Verbindung mit einer Anzahl von Fachgenossen. Zu begrüßen ist weiter, daß für die Ausgestaltung des Buches die Erfahrungen von auf diesem Gebiete bewanderten Schulmännern mit herangezogen wurden. Die Gliederung des Stoffgebietes geschah nach folgenden Leitätzen: Einführung in die Aufgaben und Wege der Vorgeschichtsforschung. — Richtlinien und Vorschläge für Lehrpläne. — Winke zur Veranschaulichung. — Unterrichtsbeispiele.

Besonders der letzte Teil der Arbeit ist durch eine Anzahl von Lehrbeispielen (teilweise mit Schülerzeichnungen) in Form von Unterrichtsstunden, Wechselgesprächen usw. sehr inhaltsreich. In einer großen Zahl von Belegen kommt die Kulturgeschichte, Rassenkunde, Stammesgeschichte und Siedlungskunde der Vorzeit zu ihrem Recht. Ein Abdruck der gesetzlichen Bestimmungen über den Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler und eine Schrifttumsliste geben dem Buche eine gute Abrundung.

Im Titel heißt es zwar „Vorgeschichte in Ostdeutschland“, doch der Inhalt ist teilweise allgemein, daß dieses Buch heute in keiner deutschen Schul- oder Lehrerbücherei fehlen darf. Auch Ostpreußen ist in den Beispielen des Sammelbandes mit berücksichtigt.  
Zans-Lüttjen Janssen.

Gustav Paul, Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes.

478 Seiten mit 80 Abbild. J. F. Lehmanns Verlag, München 1935.

Um es gleich zu Anfang zu sagen: Dieses ungeheuer vielseitige und anregende Werk ist nicht nur ein ganz neuer Versuch, sondern eine außerordentlich stark zu begrüßende Leistung. Den Blick für rassenkundliche Fragen verdankt der Verfasser

Hans F. K. Günther. Aber auch Untersuchungen aus dem Bereich der vielen anderen in Betracht kommenden Gebiete sind gründlich mit berücksichtigt. Schon die Einleitung zeigt den Verfasser als einen gewissenhaften und anregenden Forscher. Bei allem erfreulichen Mut zum zusammenfassenden Gestalten ist er sich nämlich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe voll bewußt und bittet bescheiden um Nachsicht für durch diese Schwierigkeiten bedingte Lücken und Einzelfehler seines Buches. Wie leicht machen es sich jetzt sonst oft demgegenüber Nichtkenner und Schwärmer, zusammenfassende Bücher über wissenschaftliche Fragen mit kulturpolitischen Zielen zu schreiben. Letzten Endes schaden sie damit nur der Durchführung der Aufgaben, der meist ihre Bücher nützen sollen. Ganz anders Paul. Er hat es auch mit Recht nicht verschmäht, sich für verschiedene ihm selbst wenig vertraute Sondergebiete von einigen in der Einleitung genannten anderen Wissenschaftlern beraten zu lassen. Eine neue Auflage soll, wie Dr. Paul mir freundlichst mitteilt, dazu später möglichst auch noch Anregungen von anderer Seite zur ersten Auflage mit verarbeiten. Über die näheren Ziele seines Werkes hören wir hier am besten auszugsweise kurz Paul selbst. Er sagt u. a.:

„Freilich habe ich mich erst nach langem Zögern zur Drucklegung entschlossen und hätte am liebsten noch ein paar Jahre damit gewartet. Stellt doch diese Arbeit den ersten Versuch der Darstellung einer Geschichte der Rassenveränderungen des deutschen Volkes und seiner germanischen Ahnen auf geopolitischer Grundlage dar. Und sind doch die Schwierigkeiten, welche die Bewältigung eines solchen Themas mit sich bringt, wahrlich gewaltig.“

„Sie liegen zunächst in den Grenzen meines eigenen Wissens gegenüber einem ungeheuren vieltausendjährigen Geschehen. Denn auf der einen Seite ist ein riesenhafter, fast unübersehbarer Stoff in zahllosen Büchern, von den in den Zeitschriften vergrabenen Aufsätzen ganz zu schweigen, aufgespeichert. Auf der anderen Seite aber wurde dieser, vor allem die Quellen, noch niemals auf seine Verwertbarkeit und Bedeutung für die Rassen- und Bevölkerungsgeschichte geprüft oder gar ausgebeutet. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat nämlich meines Wissens noch kaum jemals die Frage aufgeworfen, ob und inwiefern unser Volk als Ganzes oder auch die Bevölkerung in den deutschen Ländern, Stämmen, Landschaften, Gauen, Städten und Dörfern noch daselbe sind wie etwa 1850, 1750, 1650 oder noch weiter rückwärts. Vielmehr rechnet sie unentwegt mit „dem“ deutschen Volk als einer stets sich gleichbleibenden Größe.“

„Aber zu dieser Massenhaftigkeit eines noch kaum verarbeiteten Stoffes kommt eine zweite große Schwierigkeit für den Darsteller hinzu: Die starke innere Verschiedenheit der einzelnen Stoffgebiete, die es zu einem Ganzen zusammenzusehen gilt.“

„Aus diesen Gründen ist vorerst einmal nur die Aufführung eines Notbaues möglich. Später wird es dann nötig sein, daß von den verschiedensten Wissenschaften her die Bausteine zubehauen und herbeigetragen werden, um jenes Notgebäude durch einen stattlichen Palast ersetzen zu können. Es erscheint vor allem einmal dringend notwendig, daß wir durch Bestandaufnahme der rassenmäßigen Beschaffenheit der heutigen Bevölkerung zuverlässige Rassenkarten der deutschen Landschaften bekommen, wozu ja die bis jetzt erschienenen elf Bände der von Eugen Fischer herausgegebenen „Deutschen Rassenkunde“ einen vielversprechenden Auftakt bilden. Erst dann wird es möglich sein, eine Erklärung der jetzigen rassistischen Verteilung aus den geschichtlichen Schicksalen zu versuchen. Ferner müssen zur Erreichung dieses Zieles auf der einen Seite die Naturwissenschaften

mitarbeiten: Die Erblehre und alle die Gebiete, die damit zusammenhängen. Auf der anderen die Geisteswissenschaften: Vor- und alte Geschichte, römisch-germanische Forschung, mittelalterliche, neuere und Wirtschaftsgeschichte, Soziologie, Volkskunde und Genealogie. Schließlich solche Fächer, welche beiden angehören: Erdkunde, Erdpolitik und Rassensozialkunde. Einstweilen habe ich versucht, überall da, wo mir Lücken in der Forschung vorzuliegen scheinen, darauf hinzuweisen und zu neuen Problemstellungen anzuregen.“

„Gerade die Notwendigkeit, so viele verschiedenartige Fachgebiete mit ihren Fragestellungen übersehen zu müssen, mag bisher eine Darstellung wie diese verhindert haben. Hat mir doch mehr als ein angesehener Gelehrter versichert, daß er eine solche habe schreiben wollen, aber wieder aufgegeben habe. Der tiefste Grund dafür war sicherlich die Besorgnis, daß jeder, der sich zum Teilkönig auf seinem Sondergebiet aufgeschwungen hat, ihm Einwendungen machen oder Irrtümer nachweisen werde.“

„Das kann ich gut verstehen. Ich selbst kenne die Schwächen meiner Arbeit nur zu gut und muß um viel Nachsicht bitten. Gewiß sind mir manche Quellen und Bücher, die ich hätte heranziehen müssen, entgangen. Einiges, was in Wirklichkeit verwickelter gewesen ist, mußte vereinfacht, anderes konnte nur angedeutet werden, denn der vorgeschriebene Umfang des Buches zwang dazu.“

„Und doch habe ich mich, trotz aller dieser Bedenken, zur Veröffentlichung entschlossen. Ich habe es getan in der festen Überzeugung, daß die Bewältigung dieses Themas zunächst einmal aus einer einheitlichen Gesamtschau heraus versucht werden muß. Und zwar jetzt, in dem gewaltigen Umbruch, den wir als Ablösung des spätliberal-demokratischen Zeitalters und Sinentwicklung zu etwas ganz Neuem erleben. Da gilt es, Grundlagen zu schaffen für ein anderes Geschichtsgefühl und -bewußtsein, wobei die große Bedeutung der Rasse für die Zusammensetzung unseres Volkes und den Stil seiner Politik ebenso wie die des Raums erkannt werden muß. An die Stelle des rein juristischen verwaltungsmäßigen oder des Denkens in einen luftleeren Traumraum hinein, in den sich die Deutschen so oft flüchteten, weil ihnen in ihrer Kleinstaaterei die Welt der großen Politik verschlossen oder unangenehm war, wird ein neues treten müssen. Einerseits nämlich ein volksbiologisches, andererseits ein erdhast gebundenes und dabei doch weiträumiges.“

Wir freuen uns sehr, daß Dr. Paul mit der Veröffentlichung nicht länger gewartet hat trotz aller Schwierigkeiten. Besonders treffend sind auch seine einleitenden Worte über die Vorgesichtsforschung, in hohem Maße u. a. gerade für Ostpreußen. Wir wiederholen sie deshalb hier ebenfalls:

„Zum Schluß kann ich zwei Bemerkungen nicht unterdrücken: Bei meinem Besuch sehr vieler deutscher Museen habe ich jedesmal dieselbe Beobachtung gemacht: Der Direktor und seine Beamten sind mit Verwaltungs- und Ausgrabungsarbeiten derart überlastet, daß sie selten oder nie zu einer wissenschaftlichen Zusammenfassung ihrer Lebensarbeit kommen, wozu eben, wie für alles Schöpferische, die große Stille notwendig ist. Wieviel Wertvolles aber geht doch dadurch verloren, das nur so in einem einzigen Kopfe zusammengesehen worden ist. Wenn die Regierung des Dritten Reichs, die bereits gezeigt hat, daß ihr die Vorgeschichte am Herzen liegt, sich entschließen könnte — falls die Staatsfinanzen es erlauben —, ein paar Duzend Assistentenstellen für junge Vorgesichtler zu schaffen, würde sie sich um diese Wissenschaft noch größere Verdienste erwerben. Ist es notwendig zu versichern, daß ich weder Museumsbeamter bin, noch die Absicht habe, es je zu werden? Ich sage es nur der Sache wegen, die mir am Herzen liegt,



denn die Museen werden in Zukunft als Bewahrer des germanischen Erbes in unserem geschichtlichen Bewußtsein eine ganz andere Rolle spielen als bisher.“

Soweit Paul. Nun einige Einzelheiten zu dem weiteren Inhalt seines Buches. Durch seine reichen Anmerkungen behält es auch als Quellschrift einen bleibenden Wert. Zu manchen angeführten Veröffentlichungen sähe man dabei allerdings gelegentlich gern noch ein kurzes Wort gegen ihre Fehler und Mängel, u. a. zu S. Wolf, *Angewandte Rassenkunde*, und J. von Leers, *Geschichte auf russischer Grundlage* (nimmt die unbrauchbaren Arbeiten S. Wirths ernst) usw.

S. 43: Doppelkonige Urne ist ein Druckfehler für doppelkonische, wofür sich das rein deutsche Wort doppelkegelförmige empfiehlt. Die einstige vorgeschichtliche Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde ist jetzt selbständig und heißt Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte.

S. 64: Das bekannte frühe Skelett (mittlere Steinzeit?) aus Gr. Tinz, Kreis Nimptsch, Bez. Breslau, hat keine Beigaben, die mit Sicherheit auf eine Einwanderung aus Jütland hinweisen. Die Jungsteinzeitleute des Donau-Dnjestr-Kulturreises (= Bandkeramiker) sind keineswegs insgesamt als nordrassisch erwiesen.

S. 71: Zu den Auseinandersetzungen über das Volkstum der Lausitzer Kultur und gegen die Richtung Kostrzewskis vermissen wir die Schriftnachweise (die Angaben auf S. 81 reichen als Ersatz dafür nicht aus). Schuchhardts endgültig als verfehlt erwiesenen, veralteten Ansichten über die Lausitzer Kultur mißt Paul noch eine zu starke Bedeutung bei<sup>1)</sup>. Seine Angabe: „Die Wissenschaft der Vorgeschichte glaubt nicht mehr an den Satz, daß Fundleere zugleich Besiedlungsleere bedeute“, ist schief. Fundleere kann sehr wohl einer Siedlungsleere entsprechen, nur ist für jeden in Betracht kommenden Fall eine besonders sorgfältige Prüfung nötig, ob diese Deutung bei dem derzeitigen Stand der Forschung wirklich die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat.

S. 73: Die Bedeutung des eingeführten Goldes für die bodenständige Kulturhöhe der germanischen Bronzezeit wird stark überschätzt.

S. 85: Die Angaben über die Urheimat der Bastarnen und den Ursprung der ihnen zuzuschreibenden, auch im westlichen Ostpreußen vertretenen Gesichtsurnenkultur sind zum Teil überholt<sup>2)</sup>. Der Satz „die Herrschaft über Ostdeutschland erringen zunächst die Wandalen, dann die Burgunden und schließlich die Goten“ ist nicht zweckmäßig, da diese Stämme doch alle nicht ganz Ostdeutschland beherrschten, sondern verschiedene Teile, und zwar zum Teil gleichzeitig.

<sup>1)</sup> Vergl. B. Frhr. von Richthofen: Ist die Bandkeramik illyrisch und die Lausitzer Kultur germanisch?, in: Mannus, Bd. 1935.

<sup>2)</sup> Vergl. K. Tafelberg, Die Bastarnen, in: Volk und Rasse, 1929, S. 232 ff. — derselbe, Zu den Wanderungen der Ostgermanen, in: Mannus, Bd. 22, 1930, S. 268 ff. — E. Petersen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, Berlin 1929. — Derselbe, Der Werdegang der Germanen im deutschen Osten, in: Altchlesische Blätter, Bd. 1933, S. 97. Wir vermissen bei Paul einen Hinweis auf die unsachlichen Versuche Kostrzewskis und eines Teiles seiner Anhänger, einen wesentlichen Teil der germanischen Funde Ostdeutschlands und Polens aus letzten Endes rein politischen Gründen für ungermanisch zu erklären.

S. 87: Die Aisten waren ein altpreußischer Teilstamm, aber nie die gemeinsamen Ahnen der Altpreußen, Litauer und Letten<sup>3)</sup> (auf S. 103 bezeichnet sie Paul auch besser unter Hinweis auf Ehlich nur als Vorfahren von alten Preußen)! Für unseren Anspruch auf Ostdeutschland brauchen wir an sich die Tatsache der altgermanischen Besiedlung Ostdeutschlands nicht, da unser Recht in der Geschichte fest verankert ist und vorgeschichtliche Urheimaten keine Rechtsansprüche entscheiden können. Politisch sind dagegen bekanntlich unsere germanischen Funde zur Widerlegung der oben gekennzeichneten unsachlichen Versuche gewisser deutschfeindlicher Verfasser des Auslandes unentbehrlich.

S. 89: Neuuntersuchungen werden erst noch prüfen müssen, wie weit nicht schon in der jüngsten Bronzezeit, also vor der frühen Eisenzeit, mit einer Anwesenheit von Germanen in einem Teil der heute flämischen und niederländischen Gebiete zu rechnen ist. Einige Funde in einschlägigen Museen Belgiens und Hollands sind dafür noch nicht genügend ausgewertet.

S. 111: Die Schriftnachweise über den Ursprung der Wandalen sind zu unvollständig.

S. 123: Die Iberer Numantias waren keine Lusitanier<sup>4)</sup>.

S. 114 und S. 123: Besonders richtig und treffend sind einige zum Teil neue rassen- und raumgeschichtliche Gedanken Pauls zu Cäsars Feldzügen und dem Siege Hermann des Cheruskers in der Varusschlacht. Auch der Hinweis auf eine jetzt oft übersehene Bemerkung des verstorbenen schwedischen Altmeisters der Vorgeschichtsforschung O. Montelius über den Erfolg der Schlacht im Teutoburger Walde für die Nordgermanen auf S. 127 ist in diesem Zusammenhang bei Paul sehr gut am Platze.

S. 187 vermischen wir zur Frage der alamannischen Landnahme in Süddeutschland den Hinweis auf die einschlägigen Werke aus der Mannusbücherei über elbgermanische Funde von W. Matthes, S. 227 zur friesenfrage den Hinweis auf die holländischen Arbeiten zur sogenannten Warfenforschung<sup>5)</sup>.

S. 238 ff., Abschnitt: Die Slawen: Die Schriftnachweise sind hier viel zu unvollständig, insbesondere fehlt das slawische Schrifttum. Man spürt auch im Text, daß Paul hier noch keine ausreichenden Möglichkeiten hatte, sich über den gesamten Stand der Forschung zu unterrichten. Bei der ostbaltischen Rasse liegt es meines Erachtens sehr nahe, an ein Erbe aus der Zeit der nordeurasischen Jungsteinzeitkulturen zu denken. Die ostbaltische Rasse ist in deren Westgebiet einheimisch. Wenn wir auch dort bisher keine sicheren Gerippe der jungsteinzeitlichen Nordeurasier kennen, so steht doch fest, daß die diese Gebiete zum großen Teil verindogermanisierenden Streitartleute (= Schnurkeramiker) nordrassisch waren, so daß hier wohl als Quelle des ostbaltischen Rassenstums nur die westlichen Nordeurasier in Betracht kommen. Auch der von Paul auf S. 285 im Anschluß an den unga-

<sup>3)</sup> Vergl. W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg 1929. Bei einer Neuauflage des Paulschen Buches wird zweckmäßig auch der unsachlichen Versuche litauischer Kreise zu gedenken sein, aus ebenfalls politischen Gründen, die vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse Ostpreußens falsch darzustellen, und irrig schon in der Vorzeit Litauer in Ostpreußen wohnen zu lassen.

<sup>4)</sup> Vergl. hierzu P. Bosch-Gimpera, La etnologia de la peninsula iberica, Barcelona 1932, und die Besprechung dieses Werkes durch B. Febr. von Richtofen, in: Archiv für Anthropologie 1933, S. 2 ff., beide mit weiteren Schriftnachweisen.

<sup>5)</sup> Vergl. dazu auch A. E. van Giffens Bericht „Die Ergebnisse der Warfenforschung“ in der Festschrift zur Hundertjahrfeier des Deutschen Archäologischen Institutes, Berlin 1930, S. 322—338.

rischen Rassenkundler Bartucz erwähnte ostbaltische Rassenbestandteil der frühgeschichtlichen Magyaren spricht stark für unsere Ansicht. Innerhalb der alten Ungarn kann dieser nur dem Volksbestandteil entstammen, auf den auch die heutige ungarische Sprache zurückgeht. Diese ist bekanntlich finno-ugrisch. Andererseits steht fest, daß die Ursinnougrier zu den Trägern des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit gehörten<sup>6)</sup>!

S. 274: Zur Frage der Beurteilung Karls des Franken und der Zwangsbekehrung der sächsischen Stämme ist eine ausführliche Schriftumsliste und die stärkere Berücksichtigung der jetzigen Auseinandersetzungen über Kaiser Karl erwünscht.

S. 329: Die Esten gehören im Gegensatz zu Pauls Ansicht nicht zu derselben baltischen Völkerfamilie wie die alten Preußen, Letten und Litauer, sondern sind der Sprache nach bekanntlich den Finnen verwandte Finno-Ugrier wie die alten Liven.

S. 339: Die dort als Vorzüge der deutschen Italienpolitik des Mittelalters erwähnten Vorgänge hätten an sich doch auch auf einem anderen Wege erreicht werden können. Dieser hätte für die gesamte deutsche Volks- und Rassenpolitik im Gegensatz zu den Italienszügen nicht mit so vielen schweren Nachteilen behaftet sein sollen.

In Angaben zu Fragen über die religiöse Entwicklung Deutschlands spürt man bei Paul ähnlich wie bei Günther gelegentlich auch deutlich seine persönliche religiöse Überzeugung hindurch. Sie ist allerdings der von H. F. K. Günther entgegengesetzt. Das hinderte aber nicht, daß der hochverdiente Verlag Lehmann die hier besprochenen Werke der beiden Verfasser gleichzeitig herausbrachte. Paul führt uns ebenso wie Günther überall packend von der Vorzeit bis zu brennenden Fragen des deutschen Seins unserer Tage. Er zeigt auch, wie das Gegenwärtige durch die Vergangenheit bedingt ist, und jeder kann für die Zukunft daraus lernen\*).

B. Fehr. von Riehthofen.

Hans F. K. Günther, Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen; 180 S. m. 86 Abb., München 1935, J. F. Lehmanns Verlag.

Schon das Inhaltsverzeichnis zeigt die Vielseitigkeit des vorliegenden Buches an. Es ist in folgende Hauptabschnitte gegliedert: 1. die Wurzeln des Germanentums der Jungsteinzeit, 2. die leiblichen Merkmale der Germanen, 3. die Rassen- und Erbgesundheitspflege der Germanen und ihr Ursprung aus der germanischen Frömmigkeit, 4. die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum. Der Verfasser greift also weit über sein Hauptarbeitsgebiet, die Rassenkunde, hinaus und berücksichtigt stark auch Quellen aus dem Gebiet der Vorgeschichtsforschung, der vergleichenden Religionswissenschaft, der

<sup>6)</sup> Vergl. dazu auch A. M. Tallgren und B. Wiklund, unter: Finno-Ugrier, in: M. Ebert, Realexikon der Vorgeschichte, sowie B. Fehr. von Riehthofen, Vorgeschichte der Menschheit, in: Knaurs Weltgeschichte, Berlin 1935, und derselbe, Die Urdenkmale des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien, in: Altschlesien, Bd. 5 (Segeherfestchrift), Breslau 1934, sowie derselbe, Zum Stand der Vor- und Frühgeschichtsforschung in den westukrainischen Landen (im Druck für: Prähistorische Zeitschrift).

<sup>\*)</sup> Nachtrag: Vgl. zu den oben gestreiften Fragen über die rassische Zusammenfassung der Ungarn und der Jungsteinzeitler des nordeurasischen Kulturkreises neuerdings auch J. Czekanowski, Zur Anthropologie der Ugrofinnen, in: Suomalais-Ugrilainen Seuran Toimituksia (= Zeitschrift der Finno-Ugrischen Gesellschaft), Bd. 67 (mit weiteren Schriftnachweisen).

germanischen Rechtsgeschichte und der mittelalterlichen Geschichte. Die behandelten Fragen stehen heute im Brennpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit. Im letzten Abschnitt treffen wir u. a. Gedanken, die Günther 1934 in seinem Buch „Frömmigkeit nordischer Artung“ näher dargelegt hat. Die Beurteilung wird hier für manche Leser weniger von wissenschaftlichen Fragen als von der Art ihrer persönlichen religiösen Ueberzeugung abhängen.

Vor- und frühgeschichtliche Funde sind naturgemäß in den ersten beiden Abschnitten ausführlich berücksichtigt. Für den Vorgeschichtler ist dabei besonders die Übersicht der rassenkundlichen Belege für unsere Kenntnis der leiblichen Merkmale der alten Germanen von Wichtigkeit.

Zum ersten Abschnitt ergeben sich einige Anmerkungen vom Standpunkt der Vorgesichtsforschung bei Einzelfragen. Wir bringen dazu verschiedene Beispiele, die vielleicht bei einer späteren Auflage des inhaltsreichen Buches berücksichtigt werden können.

S. 13. Von den süddeutschen Kulturen der frühen Bronzezeit steht nur die Straubinger, nicht auch die Adlerberger der Aunjetitzer so nah, daß sie gelegentlich mit dieser zusammengefaßt wurde. Kelten und Italiker wird man nach dem neuesten Forschungsstand meines Erachtens besser nicht mehr zum Teil von der Aunjetitzer Kultur herleiten. Diese ist außer in den von Günther genannten Gegenden auch in Südböhmen, Südbrandenburg und der Westslowakei vertreten. Schlesien gehört mit zu ihrem Kerngebiet. Daß die Lausitzer Kultur der Illyrir von der Aunjetitzer her stammt, darf jetzt als gesichert gelten.

S. 14. Die Entstehung des eigentlichen Keltenums ist wohl viel später anzusetzen. Zu dieser Frage und anderen, die meist hier übergangen sind, zeigt mein Beitrag in Anairs Weltgeschichte zusammenfassend, wie weit meines Erachtens Einzelfragen in der Entstehung der frühesten indogermanischen Völker einschließlich der Germanen auf Grund der Funde anders zu beurteilen sind wie bei Günther.

S. 15 erweckt den Eindruck, als stammten die Uritaliker sicher von den Trägern der sogenannten Kössener Kultur und aus dem Kreise Merseburg her. Beiden Ansichten vermögen wir nicht zuzustimmen.

S. 17. Die Angaben im kleinen Druck sollen wohl nur eine Wiedergabe zum großen Teil veralteter Ansichten von Montelius sein, doch ist das nicht hervorgehoben, so daß ein fernerstehender Leser hier über die Zeit der Bildung der Germanen, der Abtrennung der germanischen Sprache von anderen indogermanischen usw. irrige Vorstellungen gewinnen kann. Ob die italischen Umbrier mit den germanischen Ambronien etwas zu tun haben, ist trotz Kretschmer noch unsicher. Mit den für ein Entstehen der Italiker maßgebenden frühen Südwanderungen nordischer Menschen hat, davon abgesehen, dieser Name sicher ebensowenig etwas zu tun, wie die Namensähnlichkeit zwischen Marsern und den Marsi oder den Wenden und den Veneti.

S. 21. Daß gar keine größeren Skelettreste von Trägern der Lausitzer Kultur erhalten wären, ist irrig, wie u. a. schlesische früheisenzeitliche Körpergräber der sogenannten Adamowitzer Art zeigen. Für Günthers Annahme, die wenigen Gebeinreste aus Gebieten der Lausitzer Kultur (richtiger müßte es heißen: unter Funden der Lausitzer Kultur) dürften die Reste von spärlich unter den Lausitzern siedelnden Landfremden nachbarlicher Abstammung sein, gibt es keine brauchbaren Gründe. Daß die Altpreußen in Südlitauen und Polen entstanden wären (statt

in Ostpreußen), ist irrig. Günthers Anmerkungen zum Schrifttum über diese und andere vorgeschichtliche Fragen sind zum Teil zu unvollständig und etwas zufällig.

S. 25. Die westeuropäischen Dolmen dürfen mindestens bisher nicht als Vorform der nordischen Ganggräber bezeichnet werden. Näheres dazu ist auch in Knauers Weltgeschichte a. a. O. gesagt, sowie besonders in Kupfars Beitrag zur Schumacher-Festschrift. Mittelsteinzeitlich (S. 32) sind die westeuropäischen Dolmen erst recht nicht.

S. 33. Die Gerätfunde aus mittelsteinzeitlichen Muschelhaufen sind sehr zahlreich und nicht spärlich, und die Muschelhaufen gehören nicht in die Ancyclus-, sondern nur in die Litorinazeit.

S. 37 muß es oben statt Nordwesteuropäer nur Westeuropäer heißen. Das Schrifttum über Mutterrecht ist zu unvollständig berücksichtigt. Die Riesensteingräberleute des Nordens haben eine nordische Kultur und vorwiegend nordische Rasse einschließlich der fälischen Sonderart. Trotz Paudler liegt kein guter Grund dazu vor, sie für nicht indogermanisch und mutterrechtlich zu halten.

S. 46. Die Schlüsse über die Rassenverteilung einzelner nordischer Gebiete auf Grund der bisher untersuchten Funde der jüngeren Steinzeit sind zweckmäßig zum Teil mit einer gewissen Vorsicht zu behandeln, da Zufälligkeiten in der Verteilung des augenblicklichen Fundbestandes möglich sind.

S. 68. Die geschichtlich so benannte Völkerwanderung ist nicht die letzte indogermanische, — wie z. B. die Wikingerzüge und die slawischen Wanderungen im 6. bis 8. Jahrhundert n. Chr. beweisen.

S. 75. Die Angaben über die Zeitstellung und Verbreitungswege der Leichenverbrennung und Bestattung bei den indogermanischen Völkern sind zum Teil zu ergänzen und zu berichtigen. Die germanische Leichenverbrennung Norddeutschlands begann nicht später als im Norden. Nicht überall wurden bei den Indogermanen zwischen 1200—0 v. Chr. die Leichen nur verbrannt, nicht bestattet. Die Körperbestattung bei den Kelten und den eisenzeitlichen Germanen stammt nicht aus dem Morgenlande! —

Bei der großen Verbreitung, die Günthers verdienstliche neue Arbeit ohne Zweifel finden wird, schien es uns zweckmäßig, eine größere Zahl der notwendigen Änderungsvorschläge für die nächste Auflage bekanntzugeben. Zum Erweis der europäischen, nordischen Herkunft der Indogermanen und des nordischen Ursprungs der Germanen sind bekanntlich u. a. Prof. Günthers Arbeiten sehr wertvoll, zur Indogermanenfrage besonders durch sein Buch „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“, München 1933.  
B. Fehr. von Richthofen.

Walter Witt, Urgeschichte des Stadt- und Landkreises Stolp. Beiträge zur Heimatkunde Hinterpommerns Nr. 1, Veröffentlichungen der Ortsgruppe Stolp der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (139 Seiten, 55 Abbildungen, 1 Karte).

Der verdiente Verfasser hat im Heimatmuseum Stolp und der Denkmalpflege seines Kreises schon viele wertvolle Arbeiten geleistet und darüber auch bereits wiederholt in Übersichten berichtet. Seine zusammenfassende Vor- und Frühgeschichte wird gewiß ihren Hauptzweck erfüllen, der volkstumsbetonten Vor- und Frühgeschichtsforschung für den Kreis Stolp in Stadt und Land neue Freunde und Helfer zu werben. Seine Arbeit will und kann freilich nicht etwa mit den auch für die Fachwissenschaft so ergiebigen Darstellungen der Vor- und Frühgeschichte des

Kreises Fraustadt und fr. Pfützenreuter oder des Kreises Ostprignitz durch W. Matthes verglichen werden. Die Nachrichten über die örtlichen Funde kommen in der gedrängten Übersicht Wittes — im Gegensatz z. B. auch zu A. Maruschkes Arbeit über die Vorgeschichte des Kreises Neustadt O. S. (Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 2, Oppeln 1929) — eigentlich zu kurz, zumal die allgemeinen Fragen ja für ganz Pommern und Ostpommern besonders durch G. Kunkel schon in anderen auch volkstümlichen Arbeiten behandelt sind. Bei einer Neuauflage wären einige fachliche Versehen zu berichtigen, z. B. die veraltete Vorstellung, in der mittleren Steinzeit habe der Mensch im Innern des norddeutschen Flachlandes wegen des Waldes keinen Lebensraum gehabt, der kleine jungsteinzeitliche Bernsteinbär von Stolp gehöre der nordischen (richtig ist nordeurasischen) Kultur an usw. über die Volkszugehörigkeit der bronzezeitlichen Siedler des Kreises Stolp sind die Angaben z. T. etwas widerspruchsvoll (vgl. z. B. S. 44 und 46: die Ausführungen über Illyrier und Germanen). Das Wort Illyrier ist für Ostdeutschlands Vorzeit durchaus nicht mehr nur eine „wissenschaftliche Behelfsbezeichnung“. Die Verbreitung der Gesichtsturnenkultur ist für deren germanische Volkszugehörigkeit im Gegensatz zu Witt an sich noch kein Beweis, wohl aber trotz J. Kostrzewski ihre Entstehung und ihr ganzes Gepräge. Auch saßen die Slawen zur Zeit des Tacitus noch nicht an der Ostsee und dergl.! Die Schrifttumsnachweise sind z. T. etwas zu zufällig und lückenhaft. Im ganzen hoffen wir auf eine verbesserte zweite Auflage.

B. Fehr. von Richthofen.

L. Oswald (Wellinghusen): Wie Alt-Preußen bekehrt und Ordensland wurde. München, Ludendorffs Verlag, 1934.

Es lebte in alten Zeiten ein Volk von freien Germanen, deren Seidenlachen durch die Wälder schallte. Das waren die Preußen, die zu den Slawen — so wurden die deutschen Stämme östlich der Elbe genannt — gehörten und die Nachkommen der Goten waren. Gegen sie zog der Deutsche Orden, ein im Dienste Roms und Judas stehendes jüdisches Geschäftsunternehmen (S. 78). Er erfreute sich des Segens der Jüdin Maria, seine Regel war aus dem Geiste der Kabinerkaste geboren, in seinem Aufbau zeigte er eine verdächtige Ähnlichkeit mit der Freimaurerei (S. 61), und in seinen Reihen sammelte sich der Abschaum der Menschheit (S. 90). Diese Verbrecher haben das germanische Preußen romanisiert (S. 103), sie haben, obgleich sie infolge ihrer Feigheit eigentlich ununterbrochen Niederlagen erlitten, alle Preußen erschlagen und das Land zur Wüste gemacht. Auch der alte Seidenrecker und Freiheitskämpfer Swantopolk konnte das nicht ändern. Diese Bluthunde bauten sich die Marienburg, die die völlige geistige Verjudung der Ordensritter und ihre Versklavung an okkulten Irrsinn verrät (S. 100). Kein Wunder, daß der Orden schließlich bei Tannenberg am Freiheitswillen des versklavten Volkes scheiterte (S. 111).

Auch eine Fülle von sonstigen Erkenntnissen gewinnt der Leser aus der Lektüre dieses vergnüglichen Buches, z. B. daß das Wort Wenden von Vandalen, das Wort Graf von Graue (= grauhaariger, erfahrener Mann) herkommt, und daß dieses dann in Krive (= Priester) verfälscht ist (S. 29), daß Karl d. Gr. den Weinbau in Deutschland gefördert hat, um durch den den Germanen bis dahin unbekanntem Alkohol die altgermanische Sittlichkeit zu unterhöhlen (S. 33), daß Rudolf von Sabsburg als Ordensritter am Juge Ottokars von Böhmen nach

Preußen teilgenommen hat (S. 87), daß die aus allen Ländern Europas zusammengeholtten langen Kerls Friedrich Wilhelms I. gotische Riesen gewesen sind (S. 26) u. a. m.

Das alles haben wir bisher nicht gewußt, aber Gott sei Dank ist die Verfasserin dieses Buches im letzten Augenblick über die Quellen hergekommen, bevor diese, wie das so üblich ist, von Rom vernichtet werden (S. 20). Das ist vor allem das 1684 erschienene Buch: „Alt und neues Preußen“ von Hartknoch, gegenüber dem alle neuere Forschung, von deren Ergebnissen die Verfasserin überdies kaum etwas kennt, nichts bedeutet. Hartknoch war ein ernsthaft forschender Historiker, aber die Geschichtswissenschaft war damals noch nicht so weit entwickelt, daß sie Geschichte und Fabel auch nur annähernd trennen konnte. So erzählt die Verfasserin ihrer Quelle so manche Fabel nach, die inzwischen längst als solche erkannt ist. Es muß aber Hartknoch energisch gegen Oßwald in Schutz genommen werden, denn der meiste Unsinn, der in dem Oßwaldschen Nachwerk steht, stammt nicht von ihm, sondern ist durchaus original. Dafür ein paar Beispiele. Hartknoch schreibt richtig, daß die Goten nur den Küstenstreifen bewohnt hätten, aber bereits abgezogen wären, als der Orden ins Land kam, so daß damals nur Preußen im ganzen Lande gewohnt hätten, deren Sprache von der deutschen ganz und gar verschieden gewesen sei — Oßwald behauptet, daß die Preußen Nachkommen der Goten gewesen seien, deren Sprache noch heute im Litauischen weiterlebe, und erweckt dazu — gelinde gesagt — den Eindruck, als ob sie darin mit Hartknoch übereinstimme. Hartknoch schreibt — was unsere Geschichtsforschung mit immer neuen Belegen als wahr erwiesen hat —, daß die alten Preußen ihre Sprache, Sitte und Lebensart noch lange beibehalten hätten, daß noch unter der Regierung Herzog Albrechts im Samland die meisten Leute keiner anderen Sprache kundig gewesen seien — Oßwald behauptet, daß die Ordensritter alle Preußen erschlagen und das Land zur Wüste gemacht hätten. Doch genug davon.

Das Buch ist leider nicht nur eine Komödie, sondern auch ein Trauerspiel. Es dürfte auch in München bekannt sein, daß Ostpreußen zwar ein deutsches, aber trotzdem ein von seiner geschichtlichen Entwicklung her noch heute national umstrittenes Land ist, daß unsere Nachbarn propagandistisch eifrig bei der Arbeit sind, den Anteil, den ihr Volkstum unleugbar an der Geschichte Ostpreußens gehabt hat, als besonders groß und wertvoll hinzustellen und zur Aufstellung von politischen Forderungen zu benutzen. Demgegenüber hat es unsere heimische Geschichtsforschung stets als ihre Aufgabe angesehen, den Verdiensten des Ordens, der preussischen Könige und des Deutschtums überhaupt die Beachtung zu verschaffen, die ihnen gebührt. Dabei fällt uns dieses Buch in der übelsten Weise in den Rücken, und wir haben nur die Hoffnung, daß das Gefühl für Sauberkeit unsere Nachbarn davon abhalten wird, von dem ihnen gebotenen „Material“ gegen uns Gebrauch zu machen. Der Glaube, aus dem heraus die Verfasserin ihr Buch geschrieben hat, soll hier nicht angegriffen werden. Wir verwahren uns aber dagegen, daß aus hysterischem Haß gegen das Christentum die Geschichte unserer Heimat in so skrupelloser und gemeingefährlicher Weise verfälscht wird, wie es hier geschehen ist.

Dr. Fritz Gause.

Es folgt der Auszug einer Besprechung desselben Buches aus: *Bücherfunde der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums*, 6. Folge, 1935, S. 206 f.

„Das Buch geht aus von einer scharfen Ablehnung des Christentums und einer Bejahung germanischer Gottgläubigkeit. Obgleich diese den Hintergrund für die folgende geschichtliche Darstellung abgeben, soll und braucht hier auf sie nicht eingegangen zu werden. Denn die unmittelbare Voraussetzung dieser Darstellung ist ein Chaos geschichtlicher Teilkenntnisse und eine völlige geschichtliche Kritiklosigkeit. Die Verfasserin entnimmt den größten Teil ihrer Einzelkenntnisse dem veralteten Werk von Christoph Hartknoch „Altes und neues Preußen“. Einige wenige neuere Darstellungen erscheinen gelegentlich mit unvollständigen oder irrtümlichen Angaben, Urkunden und Chroniken (auch die letzteren werden als Urkunden bezeichnet), sind nirgends in zuverlässigen Ausgaben benutzt, und offenbar ist überhaupt fast nirgends auf die eigentlichen Quellen zurückgegriffen worden.

Was die Verfasserin mit ihrer Darstellung ausdrücken will, ist ein geschichtliches Zeugnis dafür, daß das Christentum ein artechtes und in seinem arteigenen Glauben lebendes Volk gewaltsam gebrochen habe. In Wirklichkeit aber wendet ihre These sich gegen den Träger der Eroberung und Eindeutschung Preußens, den Deutschen Orden, und damit gegen die geschichtliche Daseinsberechtigung des Deutschtums im Nordosten überhaupt. Der Deutsche Orden ist für sie der „Ab Schaum der Menschheit“ (S. 90), die Ordensbrüder sind Nordwölfe (S. 98), der Ordensmeister Konrad von Thierberg ist der Bluthund (S. 98), unter der Kreuzesfahne sammelten sich die Verbrechernaturen Europas (S. 97). Vom Deutschen Orden heißt es S. 78, daß er doch in Wahrheit ein jüdisches Geschäftsunternehmen war, und die Marienburg verrät mit ihren mystischen Zeichen usw. noch heute „die völlige geistige Verjudung der Ordensritter“ (S. 100). Es braucht nur an die Feierstunde der Hitlerjugend auf der Marienburg oder an die Reden Alfred Rosenbergs erinnert zu werden, um zu erkennen, was hier einer großen Erscheinung der deutschen Geschichte angetan wird!

Das Buch begehrt aber nicht nur Verrat an einem Abschnitt deutscher Geschichte, sondern muß zugleich als außenpolitisch gefährlich bezeichnet werden. Deutsche Prähistoriker, wie Volko von Riehtshofen und andere, haben mit Erfolg die polnische These von der Urheimat der Slawen in den heutigen polnischen Westgebieten bekämpft. Hier stellt nun eine deutsche Frau die Behauptung auf, daß die Vorfahren der heutigen Polen schon immer in diesen Gebieten gesessen hätten. Größeres Unheil entsteht aber durch ihre Gleichsetzung der Litauer mit den Preußen und beider mit den germanischen Goten. Es ist bekannt, daß dem Deutschen Orden die Eroberung Litauens trotz aller Bemühungen nicht mehr gelungen ist, so daß dieses in der Union mit Polen den Ordensstaat Preußen umklammern und das deutsche Ordensland Preußen vom deutschen Ordenslande Livland wie ein Keil trennen konnte. Die ganze Lage des Deutschtums im Baltikum bis zum Existenzkampf des baltischen Deutschtums in der Gegenwart und nicht minder die Leiden des Memellandes gehen geschichtlich gesehen darauf zurück, daß dem Deutschen Orden in Litauen nicht mehr gelang, was er in Preußen zum erfolgreichen Ende führte. Bei der Verfasserin stellt es dagegen einen Triumph der deutschen Sache dar, daß Litauen seine Selbständigkeit gegen den Orden wahrte: „Solange das Litauerreich ihm widerstand, konnte der Orden seine Provinzen an der Düna und der Weichsel nicht vereinigen . . . Es hätte ja auch eine Stärkung des Deutschtums bedeutet, die Rom nicht wünschen konnte“ (S. 106).



Dementsprechend wendet sich die Verfasserin auch gegen die Deutschen, die als Siedler ins Land kamen. Die Menschen, auf deren Leistung in Wirklichkeit das heutige Deutschtum Ostpreußens beruht, sind nach diesem Buch Landfremde. Über die deutsche Kolonisation Pommerns — und eine andere gibt es ja nicht — heißt es: „Große Scharen Landfremder wanderten ein und besiedelten die den Einheimischen genommenen Gebiete“ (S. 53). Der Satz entspricht völlig den panslawischen Thesen des Russen Jegorov oder polnischen Anschauungen. Ebenso werden (S. 47) die deutschen Ansiedler in Preußen als Landfremde bezeichnet. Mit polnischen Anschauungen identifiziert sich die Verfasserin auch durch den auf Herzog Konrad von Masovien bezogenen Satz: „War doch die Gründung eines Deutschen Ordensstaates an der Ostsee durchaus nicht im Interesse des polnischen Herzogs“ (S. 65).

P. Zylmann: Ostfriesische Urgeschichte, 187 S. mit 230 Abb. Gildesheim und Leipzig 1933, Verlag A. Lar. Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte, herausgeg. von R. S. Jacob-Friesen, Bd. 2.

Diese gute und verdienstvolle Übersicht ist in erster Linie für die Hand der Lehrer in Ostfriesland bestimmt. Sie setzt schon einige Kenntnisse voraus (z. B. werden manche Fachausdrücke wie Sphagnumtorf, Limnaeaperiode, Latène usw. nicht erklärt!). Zylmanns Arbeit bildet eine willkommene Ergänzung von R. S. Jacob-Friesens volkstümlich-wissenschaftlicher Schrift: Einführung in Niedersachsens Urgeschichte (a. a. O. Bd. 1; 2. erweiterte Aufl. 1934). Diese ist auch für ostpreußische Vorzeitfreunde wegen wertvoller Angaben über manche nicht auf Niedersachsen beschränkte Fragen von besonderem Belang. Bei Zylmann steht im Mittelpunkt die knappe, sehr dankenswerte Liste aller ostfriesischen Vor- und Frühgeschichtsfunde von der mittleren Steinzeit bis zur Wikingerzeit. Obwohl die geschichtlichen Quellen allerlei über die Kämpfe der Friesen mit wikingischen Eindringlingen erzählen, sind bisher in Ostfriesland erst sehr wenige Altertümer vielleicht hiermit in Beziehung zu setzen. Im Gegensatz zu Ostpreußen fehlt dort vorläufig auch noch der Nachweis eines wikingischen Gräberfeldes. Möglicherweise ist allerdings das mächtigste vorzeitliche Denkmal Ostfrieslands, der Plitenberg bei Leer, ein riesiger wikingischer Grabhügel. Auch Prof. Jacob-Friesen (Hannover) und Prof. van Giffen (Groningen) halten das durchaus für denkbar. — Ausdrücke wie „Lausitzer“ Spätbronzezeit statt Spätbronzezeit der „Lausitzer Kultur“ und ohne jede Erklärung dieses Begriffes sind für volkstümliche Schriften nicht zu empfehlen. Auch eine Ausmerzung der Fremdwörter wäre für die nächste Auflage erwünscht. Wozu brauchen wir z. B. die volksfremden Fachausdrücke „Mesolithikum, Neolithikum“ usw., wo es doch gute deutsche Bezeichnungen (Mittelsteinzeit und Jungsteinzeit oder mittlere Steinzeit und jüngere Steinzeit) dafür gibt. Im Verhältnis Ostfrieslands zum Mittelpunkt des nordischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit ist vielleicht stärker mit einer gleichlaufenden Entwicklung zu rechnen und nicht nur mit Wanderungen oder vor allem Kulturübertragungen, wie der Verfasser annimmt. Lücken in der örtlichen Verbreitung der Funde und der Entwicklung mancher Formkreise von Altsachen dürften bei dem jetzigen Stand der ostfriesischen Forschung und Denkmalpflege sehr gut vielfach nur Zufall sein, ebenso wie z. B. in den noch schwach untersuchten Teilen Ostpreußens (u. a. im Osten unserer Provinz). — Für die fesselnden Fragen der frühgermanischen Stammesgeschichte weist der Forschungsstand in Nordwestdeutschland noch zahlreiche Lücken auf. Manche Fachleute haben dort auch zunächst die Vorzüge der Kossinna-

schen Kulturgruppenforschung (der sogen. „Siedlungsarchäologie“<sup>1)</sup>) nicht hinreichend ausgenutzt oder sich sogar bewusst von ihr ferngehalten<sup>2)</sup>. Auch die Friesenfrage wird von dem sich jetzt immer mehr zeigenden erfreulichen Wandel<sup>3)</sup> gewiß ihren Nutzen haben. Die Ansicht des Hallenser „Germanisten“ Prof. Bremer, die Urheimat der Friesen sei an der schleswig-holsteinischen Küste zu suchen, ist u. a. von Dr. L. Peters aus Husum übernommen worden. Prof. Zylmann hält sie immerhin noch für erörterungsfähig, obwohl er selbst einige gute Gegengründe nennt. Meines Dafürhaltens läßt sich die fragliche Meinung auf keinen Fall halten. Es würde aber zu weit führen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. Auch über die altertumskundliche Festlegung der den Friesen in frühgeschichtlicher Zeit östlich benachbarten Chauken und ihr Verhältnis zu den Sachsen sind die Ansichten der Fachleute bisher noch geteilt<sup>4)</sup>.

B. Frhr. v. Richthofen.

Prussia, Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatschutz, Band 31, 1935. Für die Altertumsgesellschaft Prussia herausgegeben von Dr. W. Gaerte, Königsberg.

Wieder hat die Altertumsgesellschaft Prussia, eine der ältesten geisteswissenschaftlichen Vereinigungen Ostpreußens, einen Band ihrer Jahreszeitschrift herausgebracht. Wieder ist eine Sammlung wertvollster Aufsätze zusammengetragen worden. Ein geschichtliches Thema gesellt sich zu kunstgeschichtlichen Untersuchungen und einer besonders reichhaltigen Gabe aus der mehr und mehr ausblühenden Volkskunde. Besondere Erwähnung verdienen die Aufsätze von E. Schnippel: „Vom Streitplatz zum Tannenberge“, Georg Fritsch: „Die Burgkirche zu Königsberg i. Pr. und ihre Beziehungen zu Holland“; W. Gaerte: „Das Kätsel der schwedischen Felsbilder“.

Prof. Schnippel bringt hier zusammenfassend seine ein Vierteljahrhundert betriebenen Forschungen über die geschichtliche Stellung der ersten Schlacht von Tannenberge und ihren Verlauf am 15. Juli 1410. Vom Einmarsch der vereinigten Polen und Litauer ins Soldauer Ländchen — hier zeigte sich die große taktische Geschicklichkeit der Gegner, an der schwächsten Stelle des Ordenslandes einzubrechen und das Gebiet so in zwei Teile zu zerteilen und mit dem unmittelbaren Vorstoß auf den Hochmeistersitz in der Marienburg gewissermaßen den Stier bei den Hörnern zu packen — geht die Beschreibung über zu der für den Deutschen Orden anfänglich erfolgreichen, aber dann doch verlorenen und verlustreichen Schlacht. Der Ausblick über die Folgen ihres Verlustes zeigt dann noch die allgemeine Lage

<sup>1)</sup> Vgl. über diese z. B. den Aufsatz des uns leider unlängst durch den Tod entzogenen A. Kieckhefer, unter „Siedlungsarchäologie“, in: M. Ebert, Realexikon d. Vorgesch. Bd. 12 (1928).

<sup>2)</sup> Siehe dazu M. Jahns Besprechung von K. S. Jacob-Friesens: „Einführung in Niedersachsens Urgeschichte“, in: Jahresberichte für deutsche Geschichte“ Bd. 7, 1931, S. 158—159.

<sup>3)</sup> Vgl. z. B. die nordwestdeutschen Untersuchungen des immer in dieser Richtung arbeitenden K. Taackenberg durch sein neues Werk: Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover, Hildesheim und Leipzig 1934.

<sup>4)</sup> U. Kahrstedt, Die politische Geschichte Niedersachsens in der Römerzeit, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 8, 1934, S. 1—20, und K. Taackenberg, Chauken und Sachsen, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 8, S. 21—34 — sowie dagegen eine demnächst erscheinende Arbeit des auf Altertumskunde mit eingehenden jungen Samburger „Germanisten“ Dr. A. Karsten.

im Lande Ostpreußen und stellt die ichsüchtige landesverräterische Haltung einzelner Stände im Ordenslande ins rechte Licht. Die vorsichtige Auswertung sämtlicher geschriebener Quellen wie auch die genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse haben hier eine wissenschaftliche Leistung gezeitigt. Die ruhige und objektive Betrachtungsweise des Verfassers, die sich besonders in einer Verteidigung des allzu oft zu unrecht angegriffenen Hochmeisters zeigt, aber auch dem Gegner, der z. B. alle Gefallenen der Schlacht gemeinsam bestatten läßt, gerecht zu werden versucht, kommt noch dazu, um hier der Geschichtswissenschaft im deutschen Ordenslande eine Leistung anzureihen, an der weitere Untersuchungen nicht werden vorübergehen können. Die außerordentlich fleißige und großzügige Schreibweise läßt es fast wünschenswert erscheinen, daß dieser Aufsatz als Sonderdruck einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

Die Behandlung der Geschichte der Burgkirche zu Königsberg von G. Freitsch ist mitten hineingestellt in die gesamtpreußische Entwicklung. Interessant sind die reichbebilderten Ausführungen über die in den Jahren 1690—1701 erfolgte Entstehung und den dem Geschmack der Zeit, besonders des Herrscherhauses angepaßten Ausbau zu holländischen Parallelen, wie auch die Herausstellung ihres Baumeisters Johann Nering, neben Schlüter der bedeutendste Baumeister des preußischen Stils zur Zeit des Großen Kurfürsten.

W. Gaerte, der Direktor des Prussia-Museums, hat sich die bekannten schwedischen Felsbilder aus der Vorzeit vorgenommen und versucht, auf einem eigenen Wege zu einer Deutung dieser vielumstrittenen, wissenschaftlich höchst reizvollen und wichtigen Zeichnungen zu kommen. Er scheint tatsächlich einen erfolgreichen Weg beschritten zu haben, denn endlich werden diese Bilder auf — sagen wir einmal menschlichnahe Weise betrachtet und unter Heranziehung der vielen volks- und völkerekundlichen Belege aus Brauch und Sitte erläutert. Die Ausführungen lassen von einem demnächst erscheinenden größeren Werk des Verfassers über denselben Vorwurf zahlreiche neue Aufschlüsse erwarten.

Für den Königsberger werden auch die Hinweise von Gaerte auf früher im 16. Jahrhundert stattgefundene Brückenkampfspiele und Fischerstechen interessant sein, Bräuche, die tief im Gedankengut der Vorzeit wurzeln, in anderen Teilen Deutschlands sogar z. T. bis auf den heutigen Tag erhalten sind.

Dazu kommen noch Ausführungen von A. Horn über Hans Wagner und sein Königsberger Musterbuch, eine außerordentlich gründliche und tief ins Material steigende Betrachtung und ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kunsthandwerks, eine zusammenfassende Übersicht über den Stand der Forschung „Vom Volksmärchen in Ost- und Westpreußen“ von Karl Plenzat, Elbing. Über preußische Volksbräuche um die Jahreswende unterrichtet Ferdinand Bork, der außerordentlich anregend nachzuweisen versucht, wie hier alte germanische Göttervorstellungen und Bräuche, im Mittelalter weiter entwickelt und gering beeinflusst durch christliche Vorstellungen, sich bis in die Neuzeit hinüberretteten. Bei derartigen Betrachtungen erscheint aber doch eine Einbeziehung der Tatsache, daß Ostpreußen erst verhältnismäßig spät germanisch-deutsch besiedelt worden ist und vieles Einwanderergut germanischer Art zu altpreußischem Besitz hinzugekommen sein mag. Erwähnt sei noch die vierte Fortsetzung des Altpreußischen Adelslexikons von Gallandi, worin die Stammbäume Bellier de Loumay-v. Bieberstein veröffentlicht worden sind.

Der bekannte Forscher in ostpreußischen Archiven, Gollub, veröffentlicht einen Küchenzettel der Ordensritter.

Ein Bericht über die Tätigkeit der Altertumsgeellschaft Prussia in den Jahren 1928 bis 1934, in dem man einen kleinen Einblick in die unendliche Mühe und Kleinarbeit, die die Liebe zur Heimat gerade in dieser wissenschaftlichen Vereinigungen zeitigt, bekommen kann, beschließt den Band, den jeder mit Befriedigung aus der Hand legen wird.

Dr. Otto Kleemann, Königsberg.

Für den Inhalt verantwortlich: Univ.-Prof. Dr. Freih. v. Richthofen und Mus.-Direktor Dr. W. Gaerte, beide in Königsberg Pr. Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg Pr. Bezugspreis einzeln RM 1,25, jährlich RM 4,-.

Druck: Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei G. m. b. H.